Zwei Familienmütter.

Zweiter Theil.

Digitized by Google

Zwei Familienmütter.

Eine Erzählung

von

Marie Sophie Schwartz.

Aus dem Schwedischen

von

August Kretzschmar.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1863.

Erstes Kapitel.

Bleich wie der Tod trat Albertine in ihr Zimmer, aber keine Thräne, keine Klage brach sich Bahn aus ihrer gemarterten Brust; im Gegentheil nickte sie Minna wehmüthig lächelnd zu und setzte sich schweigend auf das Sofa.

„Wie befindest du dich, Albertine?" fragte Minna und bedeckte ihre Hände mit Küssen.

„Hilf mir das Kleid ausziehen; ich ersticke fast", stammelte Albertine.

„Mein Gott, bist du krank?"

„Nein! Still! Es wird mir sogleich wieder wohl werden, wenn ich Luft bekomme."

„Um Gottes willen, Albertine, sag', was ist geschehen?"

„Frag' mich nicht, meine arme Minna; mein stolzes verschlossenes Herz kann sich dir nicht öffnen. Ach, ich bin zu unglücklich, als daß ich meine Qual in Worte kleiden könnte." Ein Thränenstrom erleichterte ihr die schwer beklommene Brust.

Nachdem sie sich ausgeweint, legte sie ein Morgengewand an, und bat Minna zur Ruhe zu gehen. Aber

ebenso gut hätte sie den Tod bewegen können, seine Beute wieder herauszugeben, als Minna, von ihrer Seite zu weichen, wenn sie betrübt war.

Vielleicht war Minna überhaupt der rettende Engel, welcher Albertinen abgehalten hatte, durch die Tyrannei der Mutter vollständig abgestumpft zu werden. Sie war es, die ihren zärtlichern Gefühlen Nahrung gegeben und in ihrem Kinderherzen das Bedürfniß der Zuneigung geweckt hatte.

Seitdem Albertine älter geworden, hatte ihr Bruder durch Lectüre und mündliche Unterhaltung ihre Sympathien für hochherzige und große Thaten zu wecken gesucht; da aber sein eigener Charakter ein mehr strenger als sanfter war, so war er nicht geeiguet, in dem Herzen des jungen Mädchens das Bedürfniß der Güte und Liebe zu entwickeln.

Ganz anders war es mit Minna. Sie war ein kleines wehrloses Kind, ohne Beschützer, ohne Angehörige, und bedurfte selbst im höchsten Grade des Schutzes. Als Kind ward Albertine ihre Beschützerin. Obschon sie fast von gleichem Alter waren, hatte Albertine gleichwol beim Anblick der strengen, fast unbarmherzigen Züchtigungen, welche die kleine Minna bei dem geringsten Vergehen trafen, nicht dem Wunsche widerstehen können, die Arme zu beschützen, die auf der ganzen Erde keinen andern Schutz hatte. Beging Minna einen Fehler, so nahm Albertine ihn auf sich, und dies legte auf Minna's Seite den Grund zu einer fast unbedingten Hingebung an ihre junge Herrin. Sie sah in Albertinen ihr Ideal, und alles, was diese that, hielt sie für recht und gut.

Minna's Zuneigung beruhte auf Dankbarkeit, Albertinens auf Mitleid. Da aber die Erziehung, welche beide erhielten, der moralischen und religiösen Grundlage ermangelte, so waren auch ihre Begriffe von Recht und Unrecht gänzlich verkehrt. Lügen hielten sie nicht für unrecht; sich zu einem verbotenen Spiel zu schleichen, ward

von den kleinen Mädchen als ein Recht betrachtet; aber zu vergessen der Professorin die Hand zu küssen, ihr Taschentuch aufzuheben, wenn sie es verlor, ihr nicht augenblicklich die Thür zu öffnen, wenn sie sich derselben näherte, dies waren, wie sie glaubten, ganz unverzeihliche Fehler.

Wir kehren jetzt zu dem obenerwähnten Abend oder vielmehr Morgen zurück.

Anstatt, wie Albertine wollte, sich zur Ruhe zu legen, setzte Minna sich auf ein Fußbänkchen und heftete ihre Augen auf Albertinen mit demselben bekümmerten und dennoch hingebenden Ausdruck, womit ein Hund seinen Herrn betrachtet, wenn er sich ihm nicht zu nähern wagt.

Albertine hatte an einem Tische Platz genommen und schien sich zum Schreiben fertig zu machen. Eine lange Weile verhielt sie sich ruhig und stützte den Kopf auf die Hand, während die Thränen langsam eine nach der andern auf das Papier herabträufelten. Dann schrieb sie:

„Richard! Obschon Du sagtest: Wir müssen auf allen Briefwechsel, auf alle Zusammenkünfte verzichten, findest Du mich gleichwol jetzt schon wieder beschäftigt, an Dich zu schreiben. Ich habe, seitdem wir schieden, viel gelitten, viel nachgedacht und einen schweren, bittern Kampf gekämpft. Gleichwol sind seit jenem Augenblick erst wenige Stunden vergangen. Es kommt mir vor, als ob ich mit einem mal mehrere Jahre älter geworden wäre, als ob das Leben, die Menschen und mein eigenes Innere mir jetzt in einem ganz andern Licht erschienen als früher. Es ist mir, als hätte unsere letzte Unterredung in meiner Seele neue, bis jetzt schlummernde Gedanken und Gefühle erweckt; als hätte sie mir mit einem mal einen klaren Begriff von dem gegeben, was ich sein sollte, was ich gewesen und was ich bin. Du hast den Blicken meiner Seele eine neue Welt geöffnet, und mich in ein neues Sein schauen lassen; aber ich fühle mich fremd und einsam in dieser Welt, an deren Schwelle Du

mich geführt. Bin ich noch dieſelbe wie vor jener Unterredung? Nein. Meine Seele iſt während weniger Augenblicke zur Entwickelung und Reife gediehen. Sie iſt aus den engen Banden herausgetreten, welche ihre edlern Kräfte gefangen hielten. Ich bin ein Fremdling für mich ſelbſt. Ich gleiche einem Menſchen, deſſen Augen ſtets auf die Erde geheftet geweſen, aber plötzlich durch eine unſichtbare Macht zum Himmel emporgerichtet worden ſind, und die, von dem Licht und der Klarheit geblendet, nun nicht wieder auf die niedrige dunkle Erde herabſchauen können. Du haſt mir die hohen Pflichten des Lebens gezeigt. Du haſt meinen erſtaunten Blicken ein ſchönes Gemälde entrollt; aber dieſes Gemälde war kein romantiſches Bild, welches zu herrlich wäre, um von uns ſchwachen Sterblichen vollſtändig erfaßt zu werden. Nein, Du haſt durch Deine Handlungsweiſe bewieſen, daß man den Genuß und die Seligkeit des Augenblicks ſeiner Pflicht, ſeiner Ehre, ſeinem Gewiſſen opfern muß, und daß das Glück, welches wir uns auf Koſten deſſelben kaufen, ſich dereinſt in Fluch verwandelt.

„Richard, ich beuge vor dieſer moraliſchen Größe das Knie, obſchon ſie mir das Herz zermalmt und die bitterſten Leiden ſchafft. Während ich mich unter den Qualen der Verzweiflung krümme, will ich dankbar Deine Hände küſſen, da Du in mir dieſe Gedanken an ein höheres und edleres Streben geweckt als das, was ſein einziges Ziel in der befriedigten Sehnſucht des Augenblicks ſieht.

„Richard, Du warſt der einzige, der auf dieſe Weiſe die edlern Inſtincte in meiner Seele anſchlagen konnte, weil Du der einzige biſt, den ich geliebt, geliebt mit der ganzen Glut der Leidenſchaft, mit eiferſüchtiger Furcht, Dich zu verlieren. Du warſt meine ganze Welt, meine Zukunft und meine Gegenwart; aber dennoch hatte dieſe Liebe ihren Urſprung in einem mir inwohnenden Widerſpruchsgeiſt, weil ich recht wohl wußte, daß ein ſolches

Gefühl zugleich eine gegen den Despotismus meiner Mutter gerichtete Kriegserklärung war. Rachegefühl gegen den Druck, der mein Leben erbitterte, war der Grund dieser Liebe. Später ward ich von Deiner geistigen Ueberlegenheit hingerissen; Du beherrschtest mich durch Deinen Verstand. Ich war ein Mädchen, welches nothwendig den Mann lieben mußte, der sie ihre eigene Unbedeutendheit fühlen lehrte. Von meiner Mutter hatte ich niemals gelernt, vor mehr als zwei Dingen Achtung zu hegen — vor Geburt und vor Reichthum. Mein Bruder lehrte mich Geist, Bildung und Kenntnisse achten. Als ich heranwuchs, bewog mich mein Widerspruchsgeist, mit Unwillen alles zu ergreifen, was die Sympathie meiner Mutter erweckte. Deshalb verachtete ich das, was ihre Bewunderung erweckte, und das, was in ihren Augen die Menschen erniedrigte, erhöhte denselben in den meinigen. Noch bis gestern beugte ich mich blos vor der Allmacht des Geistes. Vor dieser demüthigte sich mein stolzes Herz, und der Mann, den ich lieben sollte, mußte sich durch die Kräfte seiner Seele den Weg bahnen. Du warst ein solcher Mann, und deshalb liebte ich Dich. Daß moralische Ueberlegenheit etwas noch Höheres sei, hatte mich niemand gelehrt. Ja, oft, wenn Du Einwürfe gegen unsere Liebe machtest und mir vorstelltest, daß dieselbe ein Verbrechen gegen meine Pflichten als Tochter sei, kam es mir vor, als wärest Du von schwachem, unbeständigem Charakter, und ich zeigte Dir oft eine Nachgiebigkeit, die meinem Herzen fremd und erheuchelt war, blos um Deine kindische Unruhe — wie ich es bei mir selbst nannte — zu beschwichtigen.

„In solchen Augenblicken wünschte ich, daß Du mit Gewalt die Hindernisse beseitigen und offen meiner Mutter trotzen, daß Du mich auffordern möchtest, mit ihr zu brechen und mich Dir zu überlassen. Dies wäre meiner Ueberzeugung nach ein Beweis von Kraft gewesen. Daß ich als Tochter Pflichten hatte, dies fühlte ich niemals.

„Aber jetzt — jetzt blicke ich mit Beschämung auf mein vergangenes Leben zurück. Richard, ist die Albertine, welcher Du gestern so feierlich Treue schwurst, wirklich Deiner würdig? Mit erröthender Stirn muß sie gestehen, daß sie ein unwürdiger Gegenstand für die Liebe eines Mannes wie Du ist. Vielleicht aber wird sie dereinst Deiner doch noch würdig; vielleicht hat sie sich dereinst auch jene wahre moralische Ansicht vom Leben und von ihren Pflichten gegen andere erkämpft, welche Du ihrem geistigen Auge vorführtest.

„Wer aber soll sie auf diesem unbekannten Wege leiten und stützen? Wer soll sie im Kampfe mit äußern und innern Feinden aufrecht halten, die sich gegen ihre moralische Entwickelung erheben werden? Sage, wer — da sie nicht mehr Deine Stimme hören, nicht mehr ein Wort der Ermuthigung lesen, nicht mehr das Recht haben soll, vor Dir ihr Herz auszuschütten, ihren Schmerz zu klagen und ihre Kämpfe zu erzählen? Bisjetzt war mein Herz ein für alle verschlossenes Buch. Ja, selbst vor Dir war es verschlossen, und jetzt, wo es sich öffnen, wo es seine Fehler beichten, wo es Dich zu seinem Gewissen machen möchte — jetzt sind wir geschieden, geschieden auf Jahre hinaus. Kann dieser strenge Richterspruch denn in keiner Beziehung gemildert werden? Gib mir wenigstens den Trost, an Dich schreiben zu dürfen, um durch Deine Worte in dem Streben nach dem Guten, nach dem moralisch Edeln gestärkt zu werden.

„Zum ersten mal habe ich gewagt, mich vor meiner Mutter zu zeigen wie ich bin. Zum ersten mal habe ich gewagt, einen eigenen Willen zu erkennen zu geben, einen eigenen Gedanken auszusprechen; aber that ich dies, wie ich hätte thun sollen — wie eine Tochter? Nein. — Sie war der unterdrückende Tyrann, ich der ohnmächtige Unterthan. Was habe ich dabei gewonnen? — Nichts. — Jene alte Rolle des passiven Gehorsams, die ich bis jetzt gespielt, ist mir zuwider, die neue des trotzigen

Widerstandes ist blos der Ausdruck eines gekränkten Selbstgefühls, und beide sind einer Tochter ihrer Mutter gegenüber unwürdig.

„Aber ist sie denn wirklich Mutter, dieses Weib ohne Herz, ohne Liebe, ohne ein anderes Streben als nach Herrschaft? Habe ich wirklich die Pflichten eines Kindes gegen sie?

„Richard, meine Seele ist ein Chaos, wo der bessere Theil mit dem schlimmern ringt, wo die erst seit kurzem angeschlagenen Saiten in beständigem Misklang zu denen stehen, deren Ton ich von meiner frühesten Kindheit an gehört. Mein Egoismus kann sich mit meinem höhern Streben nicht aussöhnen — welche von diesen beiden Naturen wird siegreich aus dem Kampfe hervorgehen?

„Dies ist eine Frage, welche nur Du beantworten kannst, Richard. Stärke mich, unterrichte mich, ermuntere mich, und ich werde vielleicht dereinst mein Haupt erheben und sagen können: Nun bin ich Deiner würdig! Verlaß nicht Deine arme Albertine."

Dies war der Brief, den sie schrieb. Der Doctor fand ihn den nächstfolgenden Mittag auf seinem Tische.

Dieses Selbstbekenntniß eines so stolzen und verschlossenen Gemüths wie Albertinens rührte ihn tief, gab ihm aber auch doppelten Muth, in Uebereinstimmung mit dem zu handeln, was Herz und Ehre forderten.

Klar sah er ein, daß Albertine wirklich etwas bedurfte, was die edlern Instincte in ihr lebendig erhielt, dafern sie nicht ganz und gar von dem Unkraut erstickt werden sollten, welches die Mutter in das Herz der Tochter säete.

Es ist mit unserer Moral wie mit unsern Sinnen. Diese werden durch Mangel an Uebung geschwächt und vernichtet. So ist es auch mit den moralischen Fähigkeiten. Ohne Nahrung sterben sie ab und vertrocknen wie Pflanzen, denen es an Wasser fehlt.

Mit diesen Gedanken ergriff der Doctor die Feder, um Albertinens Selbstbekenntniß zu beantworten. Bisjetzt hatte ihr Briefwechsel nur ihre Liebe zum Gegenstand gehabt; nicht ein einziges Wort hatte sie diesem ewig unveränderlichen und ewig neuen Thema gewidmet; jetzt dagegen hatten beide eine ganz andere Anschauung von ihrer wechselseitigen Stellung. Der Liebhaber war zurückgetreten, um dem Freund, dem Führer Platz zu machen.

Liebte Richard deshalb Albertinen weniger? Nein, seine Liebe war im Gegentheil in dem Augenblick, wo er den Einfluß erkannte, den sie auf Albertinens bessern Menschen ausüben konnte, stärker und tiefer geworden. Was er schrieb, war folgendes:

„Albertine! Die Gefühle, welche Dein Brief in meiner Brust hervorgerufen, sind so mannichfaltig, daß ich dieselben nicht schildern kann und nicht schildern will. Das nur erkenne ich klar, daß Du mir theuerer und heiliger bist als jemals. Fester und tiefer als je ist jetzt meine Liebe, nachdem Du mich in Deine Seele schauen gelassen; aber ebenso fest ist auch mein Vorsatz, daß nicht ein Wort von dieser Liebe zwischen uns gewechselt werden darf, als bis ich vor Gott und den Menschen das Recht habe, sie offen zu bekennen. So unerschütterlich aber auch mein Vorsatz in diesem Falle ist, ebenso klar steht es vor meiner Seele, daß ich bis auf weiteres die Rolle des Liebhabers mit der des Freundes vertauschen muß.

„Verstehe mich recht, meine hochherzige Albertine. Ich sehe ein, daß Du einen Vertrauten bedarfst, auf dessen Urtheil Du vertraust, an dessen Ehre Du glaubst; und da Du mir, sagst, daß ich so glücklich bin, Dir dieses Vertrauen einzuflößen, so laß mich Dir sein, was ein fern von Dir weilender Freund sein würde. Der Richard, der Deine Liebe besitzt, der Dir Treue geschworen, dieser ist verschwunden bis zu dem Tag, wo er Dir seine Hand bieten kann, — der Freund aber ist nach da.

„Ich würde Dein stolzes, starkes Herz verkennen, wenn

ich nicht glaubte, daß Du auch allein und ohne Stütze kämpfen und siegreich aus dem Kampf hervorgehen könntest, der Dich zur wahren Veredlung führen wird; aber ich wäre nicht der Richard, der von allem, was die Erde bietet, Dich am höchsten liebt, wenn ich nach einer solchen Aufforderung Dich allein lassen könnte.

„Mein Rath ist daher folgender. Mache Dir ein Tagebuch und vertraue demselben jeden Tag Deine Gedanken, Deine Gefühle, Deine Handlungen. Sprich in diesen Blättern zu Deinem abwesenden Freund, schreibe darin alles nieder, was Dein Herz ihm sagen will, und sende ihm diese Blätter, wenn das Jahr zu Ende ist. Albertine, ich werde sie lesen, ich werde ein strenger und unparteiischer Richter sein, der jeden Fehler bemerkt und mit Ernst zu berichtigen sucht; aber — diese Blätter dürfen nicht eine Veranlassung werden, den Verlust zu ersetzen, den unsere Liebe erleidet, sondern blos ein Mittel, wodurch wir beide zu einer klaren Anschauung unserer höhern Pflichten geleitet werden.

„Ach, meine holde Freundin, diese Aufzeichnungen sollen eine wirksame Veranlassung für Deinen Richard werden, um die hohe Meinung zu verdienen, die Du von seinem moralischen Werthe hegst. Er muß sich bemühen, jenes Muster von Seelenstärke und erhabenem Ehrgefühl zu werden, welches Du in ihm siehst; er muß ein Mann von felsenfesten und unerschütterlichen Grundsätzen sein.

„Jetzt ein paar Worte über Deine Mutter. «Dieses Weib ohne Herz» sagst Du. Kind, diese Worte sind zu hart. Weißt Du wol, ob nicht doch ein Herz unter dieser kalten Außenseite schlägt, ob nicht Liebe der eigentliche Grund ihrer Strenge ist? Von einem Wesen, welches Dir das Leben gegeben, mußt Du dies wenigstens glauben. Du sagst, Du hättest Dich vor ihr so gezeigt wie Du bist. Albertine, als Tochter bist Du ihr Achtung und Liebe schuldig, auch wenn sie als Mutter hart und kalt gewesen ist, denn merke wohl: wir sind niemals berechtigt,

unſere Pflichten gegen andere deshalb zu vergeſſen, weil andere die ihrigen gegen uns vergeſſen. Da Dein Gerechtigkeitsgefühl und Dein Gewiſſen Dir ſagen, daß Du Deiner Mutter nicht gehorchen kannſt, ſo mußt Du Aufrichtigkeit, nicht Trotz in Deinen Widerſtand legen, und eben durch Ehrerbietigkeit das Bittere mildern.

„Und nun, meine Geliebte, ein langes Lebewohl; aber weder dieſes Lebewohl noch irgendeine Macht auf Erden kann mich zwingen, Dir zu entſagen. Ich habe das Gelübde Deiner Treue, Du haſt das der meinigen, und während ich mit Kraft daran arbeiten werde, daß Du einmal meine Gattin werden könnteſt, betrachte ich Dich ſtets als meine verlobte Braut, und das biſt Du, dafern ein feierlich vor Gott ausgeſprochener Eid die Kraft hat, zu binden. Das Wort, welches uns aneinander feſſelt, kann nur durch den Tod gelöſt werden. Dein

Richard.“

Zweites Kapitel.

Den ganzen Tag nach dem Ball war Albertine unsichtbar, ebenso wie die Frau Professorin. Den halben Vormittag hatte man geschlafen, und als zum Mittagsmahl gerufen ward, meldete man, daß die Frau Professorin und ihre Tochter durch Unpäßlichkeit abgehalten würden, sich einzufinden.

Das Mittagsmahl war ungewöhnlich langweilig. Die jungen Leute waren verstimmt. Ernst war wie immer schweigsam, Arvid war es noch nicht gelungen, wieder ins Gleichgewicht mit sich selbst zu kommen, und Jenny, die eigentliche Freudenbringerin des Hauses, war, wie sie selbst sagte, vom Ball sehr angegriffen. Der Doctor zeigte eine ernste Miene. Der Major war auf sehr schlechter Laune, und dies warf auch einen Schatten von Unruhe auf das ruhige Gesicht der Majorin.

Nachdem man gegessen und Kaffee getrunken hatte, ritt der Major aufs Feld. Ernst spazierte nach Hjernebro, Arvid ging hinauf in sein Zimmer, wo er sich einschloß, und der Doctor fuhr auf Krankenbesuche.

Jenny saß im Familienzimmer an einem der geöffneten Fenster mit einem Buch vor sich, aber ohne daß

der Blick, den sie auf dasselbe heftete, von einem Buchstaben zum andern fortgerückt wäre. Er stand vielmehr still.

Auf einem der kleinen Sofas saß die Majorin, eifrig beschäftigt, Leinwand von einem großen Gewebe zuzuschneiden. Zuweilen warf sie einen Blick hinüber auf die Tochter, aber ohne in Bezug auf ihr nachdenkliches Aussehen eine Frage an sie zu richten.

Nach einer ziemlich langen Weile schüttelte Jenny den Kopf, als ob sie einen fremden Eindruck verscheuchen wollte, wendete ihr Gesicht nach der Mutter, und als sie den Augen derselben begegnete, sagte sie lächelnd:

„Ich wollte wetten, Mütterchen, daß du jetzt dachtest: «Was fehlt nur Jenny, daß sie so dasitzt und vor sich hinstiert?»"

„Ja, ich wunderte mich allerdings darüber, denn du gehörst sonst nicht zu den Gedankenvollen."

„Aber du wirst doch auch nicht behaupten wollen, daß ich zu den Gedankenlosen gerechnet werden müßte?"

Mit diesen Worten erhob sich Jenny und setzte sich auf einen Schemel zu den Füßen der Mutter.

„Nein, mein Kind, du bist ein ganz verständiges Mädchen", sagte diese; „aber du gehörst nicht zu denen, welche grübeln, sondern eher zu denen, welche das Leben von der heitern Seite betrachten."

„Das ist wahr; zuweilen auch häufen sich Eindrücke und Gedanken in der Seele des Menschen bis zu einem solchen Grade, daß man sich förmlich Gewalt anthun muß, um sich von seinen Grübeleien loszureißen. Und du fragst mich nicht, woran ich dachte?"

„Du weißt ja, Jenny, daß ich niemals frage, wenn es sich um ein Vertrauen handelt, sondern daß ich warte, bis es mir freiwillig entgegengebracht wird. Soll ein solches Vertrauen Werth haben, so muß es ohne irgendwelchen Impuls gegeben werden, während dagegen eine Frage von der andern Seite stets das Bemühen in sich

ſchließt, etwas zu erzwingen, was nicht freiwillig gegeben wird. Uebrigens weiß ich ja, daß ich ſtets, früher oder ſpäter, alle deine Gedanken und Gefühle erfahre."

„Ja, Mama, du haſt recht. Wer ſollte auch die Vertraute meines Herzens ſein, wer ſollte alle Gedanken und Gefühle deſſelben leſen, wenn nicht du? Dennoch fürchte ich, daß ich dir diesmal eine ſehr ſeltſame Mittheilung machen werde, die dich ſicherlich in Verwunderung ſetzen wird. Es kommt mir vor, als müßte ich gleichzeitig weinen und lachen."

Jenny ſtreichelte der Mutter die Hände, und ſagte mit ihrem jugendlichen friſchen Lächeln:

„Du kannſt, Mütterchen, dir immer die Freiheit nehmen, deine Jenny recht tüchtig auszulachen; denn wenn ich mir die Sache recht überlege, ſo verdient ſie nur Gelächter zu erregen."

„Nun, das ſoll mich freuen. Ich ſehe dich über deine kleinen Irrthümer weit lieber lachen als weinen. Munterkeit und eine heitere Lebensanſchauung ſchicken ſich für dein Alter. Ja, meine Begriffe, liebe Jenny, ſind ſo verkehrt, daß ich glaube, die friſche Freude deiner Jugend ſei einer geſunden moraliſchen Entwickelung weit günſtiger als dumpfes Hinbrüten, welches gewöhnlich Misnuth und Unzufriedenheit erzeugt. Doch nun heraus mit deiner großen vertraulichen Mittheilung, welche wol ſo anfangen wird: Es war einmal ein Mädchen, welches Jenny hieß —"

„Ganz richtig. Dieſes Mädchen hatte, als ſie noch Kind war, einen jungen Mann, der ſechs Jahr älter war als ſie, mit ſich aufwachſen ſehen. Er hieß Fritz Silfverkrona. Sie erinnert ſich noch recht wohl jenes Fritz als eines muntern, flinken Jünglings, und als ſie vierzehn Jahr alt war, ſchrieb ſie in ein bei dieſer Gelegenheit angelegtes Tagebuch, er ſei in jeder Beziehung ein liebenswürdiger, junger Mann."

„Sehr richtig", fiel die Majorin lächelnd ein; „und dieſes Tagebuch bekam ihre Mama zu leſen."

„Ja, und die Frau Mama fand für gut, recht herzlich darüber zu lachen.“

„Und die kleine Jenny ward darüber so ärgerlich, daß sie den ganzen Plunder ins Feuer warf.“

„Sehr richtig. Inzwischen erhielt sie zu derselben Zeit einen sehr strengen Lehrer, der sie so unausgesetzt beschäftigte, daß sie nicht mehr die geringste Zeit hatte, an den damals zweiundzwanzigjährigen Baron Fritz zu denken, welcher überdies so artig war, den Ort zu verlassen.“

„Und — vier Jahr wegblieb.“

„Nein, du irrst dich. Er kam niemals wieder. Wol kehrte eine Gestalt mit ungefähr seinem Gesicht, ganz mit seinem Wuchs und seinem Namen zurück; aber es war nicht mehr derselbe lebensfrische, für alles Gute, Edle und Schöne schwärmende Jüngling, der vor vier Jahren fortgegangen war. Nein, es war ein bleicher, gleichgültiger, weichlicher, weibischer Edelmann, der nur an Luxus und Bequemlichkeit dachte, und ungeheuere Summen verschwendete, um das Haus seines Vaters mit beispielloser Pracht einrichten zu lassen. Dabei aber blieb er vollständig unbekümmert um das Beste seiner Untergebenen, that keinen Schritt, um deren Lage zu verbessern, und hatte kein Auge für den Druck, den ein harter Inspector auf sie ausübte.“

„Gegen Jenny und deren Aeltern war er derselbe. Seine Freundschaft gegen diese hatte ihn selbst überlebt, wenn ich mich so ausdrücken darf.“

„Ja, und dies war auch der Grund, daß wie ärgerlich Jenny auch über seine Gefühllosigkeit gegen die Bedürftigen und über seine wahnsinnige Leidenschaft für einen thörichten Luxus auch war, und wie oft sie ihn auch durch Vorwürfe über seinen Leichtsinn und sein weibisches Wesen reizte, sie ihm dennoch, als er sie einmal darum bat, versprach, ihm stets eine schwesterliche Freundin zu bleiben.“

„Und in der schwesterlichen Freundin bekam er einen kleinen Plagegeist, welcher unaufhörlich Bemerkungen über sein Thun und Wesen machte, ihm scharfe Zurechtweisungen ertheilte, und ihn zuweilen ganz unbarmherzig auslachte."

„Aber er nahm alle diese Ausfälle mit unerschütterlichem Phlegma, und zuweilen sogar mit einer solchen Freundlichkeit und Fügsamkeit hin, daß sie wirklich begann, eine schwesterliche Zuneigung zu ihm zu fassen."

„Wozu wol auch nicht wenig der Umstand beitrug, daß er von Zeit zu Zeit Jenny auftrug, an Festtagen und bei andern feierlichen Gelegenheiten in seinem Namen reichliche Unterstützungen an die Armen auszutheilen."

„Das läßt sich nicht bestreiten. Genug, sie war ihm herzlich gewogen. So verging einige Zeit als —"

Jenny hielt inne und eine schöne Röthe ergoß sich über ihre Wange und ihre Stirn. Mit anmuthigem verlegenen Lächeln blickte sie in das Gesicht der Mutter empor und fragte:

„Kannst du errathen, was dann geschah, Mütterchen?"

„So ziemlich", antwortete die Majorin lächelnd.

„Nein, Mütterchen, das kannst du nicht errathen."

„Nun warte, du sollst es gleich hören: Da kam ein junger schöner Doctor mit einem einnehmenden Wesen, einem überlegenen Verstand, ein in jeder Hinsicht tüchtiger Mann zu Jenny's Aeltern. Wenn er sprach, schwieg Jenny und lauschte mit glühenden Wangen seinen Worten. Wenn sie mit ihm sprach, war ihre Conversation freier, ihre Stimme sanfter und ihr Auge strahlender als sonst. Sie begann zwischen dem Freund, dem Baron und dem neuen Ankömmling Vergleiche zu ziehen, welche zur Folge hatten, daß der arme Baron ganz in den Schatten gestellt ward. Ihre Freundschaft ward vergessen, und sie ward gegen den Freund ihrer Kindheit launenhaft und oft hart."

„Nein, Mama, das ward sie nicht", fiel Jenny purpurroth ein.

„Schweig und laß mich ausreden. Sie ward hart und schonungslos gegen den Baron, und machte ihn, so oft er sich ihr näherte, zum Gegenstand ihrer Sarkasmen; aber dies war noch nicht genug. Es war noch ein anderes junges Mädchen da, welches schön, reich und stattlich war. Jedesmal, wenn der Doctor seine Augen auf dieses junge Mädchen heftete, ward Jenny misvergnügt. Sie begann sich mit diesem ihr in so vielen Beziehungen überlegenen Mädchen zu vergleichen, und zum ersten mal fühlte sie Neid in ihrem Herzen erwachen. Mit wenigen Worten: Jenny war nach der Ankunft des Doctors neidisch und launenhaft geworden."

„Ach, Mütterchen", rief Jenny lachend, während sie das Gesicht an der Brust ihrer Mutter barg, „du schilderst die arme Jenny nicht übel, und wenn du so fortfährst, so wird sie am Ende ein förmliches kleines Unthier."

„Das allerdings nicht, wol aber stand sie unter dem Einfluß nicht sonderlich edler Gefühle, und hätte sie nicht, wie sie wirklich that, angefangen, denselben ernstlich entgegenzuarbeiten, so würden sie leicht die bessern Triebe in ihrer Seele erstickt haben. Während ihres ganzen verflossenen Lebens hatte sich nichts ereignet, was diese zum Leben erweckt hätte. Die keimende Neigung für den Doctor aber und das Auftreten einer so gefährlichen Nebenbuhlerin, wie Cousine Albertine, rief sie hervor, und sie ward von den Quälgeistern des Neides und der Unzufriedenheit verfolgt. Bisjetzt hatte Jenny noch nicht darnach gestrebt, irgendeiner besondern Person zu gefallen; der Doctor aber erweckte dieses Streben zum ersten mal. Sie wollte gerade ihm gefallen, und alles, was sich diesem Streben in den Weg stellte, ward ihr misfällig. Deshalb ward sie auch gegen den Baron und Albertinen so unfreundlich gestimmt. Infolge dieses Strebens, die

Neigung des jungen Arztes zu gewinnen, begann sie sich darüber zu beunruhigen, daß sie nicht schön war, daß sie nicht alle jene äußern Vorzüge besaß, welche Albertinen auszeichneten, und sie nahm sich dies um so mehr zu Gemüthe, als sie recht wohl einsah, daß der Doctor trotz seiner ausgesuchten Artigkeit kein lebhafteres Interesse an ihr nahm. Alles dies sah ihre Mama, schwieg aber dazu."

„Ja, und was hätte die Mutter auch thun sollen? Hätte sie ihre Tochter in die Beichte genommen, ihr verboten, des Doctors wegen zu kokettiren; hätte sie ihr gesagt, daß derselbe sich nichts aus ihr mache, und hätte sie ihr durch eine lange Predigt klar zu machen gesucht, daß es höchst unrecht sei, neidisch zu sein — glaubst du, daß die Mutter damit viel gewonnen hätte?"

„O nein, das will ich nicht behaupten; im Gegentheil, ich glaube, daß Jenny dennoch dieselbe geblieben wäre wie vorher."

„Das glaube ich auch, und es hätte leicht geschehen können, daß Jenny sich auf jeden Fall geschmeichelt hätte, einen guten Antheil an der Aufmerksamkeit des Doctors zu besitzen; denn es war dies ja eine Sache, welche die Mama nicht so genau ermitteln konnte."

„Ach, Mütterchen, wie herrlich sprichst du!" sagte Jenny und küßte der Mutter die Hand; „denn wenn alles um und um kommt, so machte ein gewisser Vergleich zwischen der Reseda und Rose einen weit größern Eindruck auf Jenny als die erbaulichste Strafpredigt."

„Das ist wol möglich. Die Mutter schwieg indessen, gab genau Acht auf ihre Tochter und sah bald ein, daß Jenny nicht auf eigene Faust sich über ihre Gefühle klar werden, sondern eines schönen Tags kommen, sich zu den Füßen ihrer Mutter niedersetzen und ihr alles erzählen würde, was diese schon vorher errathen. Sie wartete schon darauf, als ein plötzlicher Umstand Jenny ganz un-

vermuthet entdecken ließ, daß der Doctor — die schöne Cousine liebte."

„Und welche Wirkung äußerte diese Entdeckung?" fragte Jenny und lehnte ihr erröthendes Antlitz an die Brust der Majorin.

„Das erwarte ich eben von dir zu hören."

„Ja, das sollst du, Mütterchen. Als mein Argwohn, daß der Doctor, trotz seiner anscheinenden Kälte gegen Albertinen, diese dennoch liebte, eine so entschiedene Bestätigung erhielt, da war es mir, als hätte man mir einen gewaltigen Schlag versetzt, der mich einige Secunden lang der Besinnung beraubte; im ersten Augenblicke aber hatte ich schon den vollen Gebrauch meiner Denkkraft wiedergewonnen, denn ich dachte an die Gefahr, in welcher Albertine schwebte, wenn es mir nicht gelänge, Arvid zur Ruhe zu bringen. Ich vergaß meinen eigenen Schmerz, um nur an Albertinens Rettung zu denken. «Welche entsetzliche Verdrießlichkeiten wird Arvid anrichten, wenn er seinen aufgeregten Gefühlen folgen darf», dachte ich, und war nach besten Kräften bemüht, ihn zu beschwichtigen. Nachdem du ihn in die Hände genommen ward ich ruhig. Während du deine kleine Unterredung mit dem Doctor hattest, ward ich endlich Herr meiner Gefühle und überzeugte mich, daß ich möglicherweise Albertinen nützlich werden konnte — Albertinen, die so einsam in der Welt dasteht. Deshalb beschloß ich, ihr meine Freundschaft anzubieten, obschon mein verwundetes Herz sich noch halb dagegen empörte. Ich hielt es für meine Pflicht, Albertinen zu beweisen, wie gern ich ihre Freundin sein wollte. Nach diesem Vorfall kam die Fahrt nach D. und der Ball. Während der Zeit von wenigen Stunden, die seitdem vergangen sind, fühlte ich, daß es mir niemals gelingen würde, mir über mein eigenes Ich klar zu werden, bevor ich dir mein Herz ausgeschüttet hätte. Jetzt bin ich vollkommen überzeugt, daß ich zorniger gegen mich selbst bin als gegen den Doctor, weil

ihm Albertine gefällt; denn ich sehe die ganze letztere Zeit vor meiner Erinnerung stehen, und zwar nicht ganz zu meinem Vortheil. Daneben denke ich auch, daß mein Benehmen sowol gegen den Baron als auch gegen Albertinen mehr als unfreundlich gewesen ist, was ich ernstlich bereue. Und endlich, was mich am meisten betrübt, ist, daß du auf deine Jenny durchaus nicht stolz sein kannst."

„Und dennoch bin ich es, denn deine Handlungsweise gegen Albertinen war ein Beweis von deinem durch und durch guten Herzen, meine Jenny."

„Verwöhne mich nicht, liebes Mütterchen. Bedenke doch, daß ich mir alle mögliche Mühe gab, liebenswürdig zu sein."

Jenny legte die Hände ihrer Muter auf ihr Gesicht, während sie flüsternd fortfuhr:

„Und war ich nicht schon nahe daran —"

„Den Doctor zu lieben", ergänzte die Majorin und drückte Jenny an ihr Herz; „aber du liebst ihn nicht, nicht wahr nicht?"

„Nein, Mama, es war blos eine keimende Neigung, die mir gleichwol manchen schmerzlichen Augenblick bereitet und mich um eine Erfahrung bereichert hat, die mir von Nutzen sein wird. Auf alle Fälle, liebes Mütterchen, habe ich viel gegen Albertine wieder gut zu machen. Ich möchte gern zu ihrem Glücke beitragen."

Als die Majorin sich niederbeugte und Jenny auf die Stirn küßte, fühlte sie sich so dankbar gegen Gott, der ihr eine Tochter wie Jenny, mit einem so grundguten, redlichen Herzen geschenkt.

Drittes Kapitel.

Vierzehn Tage waren vergangen, als des Majors und der Majorin siebenundzwanzigster Hochzeitstag einfiel. An diesem Tage wollte der Major Freude und Heiterkeit um sich sehen, und es war dann allemal Ball auf Rönby. Es war den 16. August.

Albertine hatte während der ersten beiden Tage nach dem Balle bei dem Grafen Stubenarrest gehabt. Ihre Einsamkeit war einmal durch die Professorin selbst verschönt worden, welche ihr einen langen, eben nicht erbaulichen Vortrag darüber gehalten, wie strafbar Albertine sei, die sich ihr zu widersetzen gewagt; wie die Schuldigkeit eines Kindes verlange, seiner Mutter blindlings zu gehorchen, u. s. w.

Nicht ein einziges Wort von Liebe, Zuneigung oder Zärtlichkeit kam über die Lippen dieser Mutter, welche allen dergleichen Gefühlen fremd war. Sie hatte ihren Kindern das Leben gegeben, und sie glaubte daher auch allein das Recht zu haben, über sie zu verfügen, weshalb sie ihnen auch das Recht absprach, einen selbständigen Gedanken zu hegen. Das Leben, welches sie ihnen geschenkt, gehörte ihrer Ansicht nach nicht ihnen, sondern ihr.

Jenny hatte trotz des Vorgebens ihrer gnädigen Tante, daß Albertine unpäßlich sei und allein zu sein wünsche, sich zu ihrer Cousine hinaufgeschlichen. Sie plauderte und scherzte so herzlich und heiter mit Albertinen, daß sie dieselbe unwillkürlich zu ihrem Vortheil einnahm und einen Theil der Schwermuth zerstreute, die sie beherrschte.

Linna stand in vielen Beziehungen zu tief unter Albertinen, als daß sie eine Seele wie diese richtig hätte verstehen können. Sie konnte deshalb auch nicht wohl zu einer Vertrauten aller der Gedanken und Gefühle gemacht werden, welche in Albertinen lebten. Während des Gesprächs mit Jenny an diesen zwei Tagen, wo sie jeder andern Gesellschaft beraubt war, hatte Albertine einsehen gelernt, daß eine solche Freundin wie Jenny für sie eine reiche Quelle des Trostes sein würde.

Auf die Arresttage folgten zwei Wochen, welche ohne alle Berührung zwischen dem Doctor und Albertinen vergingen. Die Morgenspaziergänge wurden fortgesetzt, Jenny aber machte jetzt dieselben als dritte Person mit.

Graf Stormhjelm war täglich auf Rönby, und der Baron fast allemal sein Begleiter. Der Graf folterte Albertinen förmlich durch seine Aufmerksamkeit, aber ohne allen Erfolg. Im Gegentheil schimmerte ihre Abneigung gegen ihn so deutlich hindurch, daß sie ihn oft verletzen zu müssen schien; im nächsten Augenblick aber verdoppelte er seine Aufmerksamkeit, und zwar mit einer Hartnäckigkeit, welche Albertinen oft fast zur Verzweiflung trieb.

Endlich brach der große Tag an. Auf Rönby herrschte eine ganz ungeheuere Thätigkeit und Geschäftigkeit. Jenny mußte Blumen in Vasen ordnen, und war, weil sie nicht allein fertig werden konnte, zu Arvid hinaufgeeilt und hatte ihn gezwungen, ihr zu helfen, obschon er noch in romantische Verzweiflung versenkt war, obgleich er hartnäckig noch die Hoffnung hegte, daß er endlich eine pas-

ſende Gelegenheit finden würde, einen günſtigen Eindruck auf Albertinen zu machen.

Gerade als Jenny aber auf der oberſten Stufe einer Treppenleiter vor einem Schrank in der Hausflur ſtand und Porzellangefäße heruntergab, welche Arvid in Empfang nahm, ward die Profeſſorin auf der Treppe und der Major an der Hausthür ſichtbar.

„Mein lieber Guſtav", rief erſtere, „wie kommt es, daß du deine Kinder fortwährend Dienſtbotenarbeit verrichten läſſeſt? Es macht einen eigenthümlichen und durchaus nicht angenehmen Eindruck, das Fräulein einmal in ihrem Webſtuhl ſitzen, das andere mal, wie jetzt, mit Mägdearbeit beſchäftigt, und endlich bei einer dritten Gelegenheit in Geſellſchaft von Gäſten zu ſehen. Es iſt förmlich empörend, die gemeinen Beſchäftigungen zu ſehen, welchen die Kinder meines Bruders ſich widmen."

„Höre Sophie, laß meine Kinder gehen und befaſſe dich nicht mit ihnen, ſondern ſieh lieber zu, daß nicht die Leute im Dorfe allzu viel Stoff zu Bemerkungen über deine eigene Fräulein Tochter erhalten. Mehr will ich jetzt nicht ſagen, um nicht den Hausfrieden zu ſtören."

Mit dieſen Worten ging der Major raſch durch die Hausflur in das Familienzimmer. Die Profeſſorin warf ihm einen zornigen Blick nach, und ging mit ihrer ſtolzen Haltung auf den Hof hinaus.

Der Nachmittag kam und das Haus füllte ſich mit Gäſten. Die Profeſſorin war ſtolz, ſteif und geputzt wie gewöhnlich. Der Baron war die perſonificirte Artigkeit, ſprach mit der Profeſſorin von Albertinens Schönheit, von der Gunſt, welche die gnädige Frau ihm hoffentlich ſchenken, und die er ſehr bald in Anſpruch nehmen würde.

Die Profeſſorin antwortete verbindlich. Auch der Graf bewies der Profeſſorin zuvorkommende Aufmerkſamkeit, und ſie ſchien der Mittelpunkt für den Wetteifer der gemeinſamen Huldigung dieſer beiden Herren zu ſein.

Die Musik spielte zur Promenadenpolonaise auf. Der Baron eröffnete dieselbe mit der Majorin, der Graf führte die Professorin.

Dann kam der erste Walzer. Der Baron und Jenny waren das erste Paar, und die Professorin hätte beinahe einen Schrei des Entsetzens ausgestoßen, als ihr Blick auf das zweite fiel.

War dies wirklich ihre Tochter? Ja, es war Albertine in dem hellrothen Seidenkleid, die mit dem Sohn ihres eigenen Gärtners walzte! Die scharfen Augen erweiterten sich, und sie fühlte, daß sie der ganzen Achtung vor sich selbst bedurfte, um ihrem Zorne nicht freien Lauf zu lassen.

„Ist Ihnen unwohl, gnädige Frau?" fragte eine Stimme neben ihr. Mit einer hastigen Bewegung und einer brennenden Flamme auf ihrer Stirn drehte sie sich herum, denn sie fühlte sich nach ihrer Meinung beinahe so gut wie öffentlich beschimpft. Neben ihr stand der Graf.

„Es scheint als hätte ich heute kein besseres Glück als in D.", hob der Graf wieder an. „Auch heute muß ich vor dem jungen, schönen Doctor zurückstehen. Es läßt sich nicht leugnen, daß er ein wirklich schöner Mann ist, und bei einem Aeußern wie das seinige kann man es einem jungen Mädchen nicht verdenken, wenn sie vergißt, daß er unter Sellerie und Pastinakwurzeln aufgewachsen ist."

„Keine äußerliche Schönheit, Herr Graf, kann ein Fräulein von Krug die niedrige Herkunft dieses Mannes vergessen machen", antwortete die Professorin spitzig.

„Aber dennoch tanzt sie mit ihm?"

„Mein Bruder hat sie wahrscheinlich dazu veranlaßt, denn dieser macht mit diesem Menschen ganz fürchterliches Aufhebens. Ich versichere Ihnen aber, Herr Graf, daß meine Tochter ohne Zweifel die ganze Last dieser Höflichkeitspflicht fühlt."

Digitized by Google

„Es sieht aber wenigstens nicht so aus.“

Der Graf betrachtete die Walzenden durch seine Lorgnette. Die Professorin, welche sich durch die Worte des Grafen gereizt fühlte, erhob sich schnell, verließ den Saal und ging ins Vorzimmer. Der Graf sah ihr nach und murmelte:

„Sie soll mir beistehen. Ich muß dieses stolze und widerspenstige Mädchen besitzen. Welch eine grausame Ironie, daß ich, Graf Stormhjelm, jung, reich und schön, auf Widerstand bei einem Mädchen stoße, welches nur dem niedern Adel angehört! Dieser Widerstand reizt mich aber um so mehr. Ich schwöre, daß ich siegen werde.“

Beim zweiten Walzer war der Graf nicht glücklicher, denn jetzt tanzte Albertine mit dem Baron. Er mußte sich mit dem vierten begnügen, denn der dritte war bereits Arvid versprochen.

Der vierte Walzer kam endlich an die Reihe. Der Graf stand vor Albertinen mit bleichem Angesicht, in dessen ganzem Ausdruck etwas von gedämpfter Leidenschaft lag, etwas, was verrieth, daß er jetzt nahe daran war, seine so lange zurückgehaltenen Gefühle sich Luft machen zu lassen.

„Diesen Walzer, mein Fräulein, schenken Sie nun wol mir?“ sagte der Graf.

Schweigend, mit einer leichten Verneigung, reichte Albertine ihm die Hand. Im nächsten Augenblick war sie von seinem Arm umschlossen, und fest legte sich dieser Arm, der sie in den Wirbel des Tanzes hinführte, um ihren schlanken Leib.

„Ich habe Sie um eine Gunst zu bitten“, flüsterte der Graf während des Tanzes.

„Um welche?“

„Gönnen Sie mir einige Augenblicke nach dem Schluß des Walzers.“

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Graf.“

Man machte jetzt eine Pause um auszuruhen, und der Graf begann von gleichgültigen Dingen zu sprechen; als man aber wieder zu tanzen begann, und niemand weiter als Albertine hören konnte, was der Graf sagte, hob er, jetzt nicht mehr in bittendem, sondern beinahe in drohendem Tone, wieder an:

„Ich wünsche Ihnen einige Worte zu sagen, Fräulein von Krug, und ich hoffe, Sie werden mir meine Bitte nicht abschlagen; denn ich versichere Ihnen, daß ich andernfalls Lust bekommen könnte, Doctor Bergström zu fragen, was ihn so oft in die Nähe des Waldwächterhäuschens führt."

„Der Doctor wird diese Frage beantworten, davon bin ich fest überzeugt", antwortete Albertine stolz.

„Auch wenn ich diese Frage laut thue — vor Ihrer Mutter?"

Albertine ward bleich.

„Nur eine Unterredung von einigen Minuten während eines kleinen kurzen Spaziergangs vor den Augen der ganzen Gesellschaft — dies ist alles, was ich verlange, oder noch lieber eine kurze Ruhe auf dem kleinen grünen Sofa unter dem Baum dem Fenster gegenüber."

Albertine schwieg. Nicht ein Wort ward während des Walzers weiter zwischen ihnen gewechselt. Endlich kam derselbe zum Schluß. Der Graf führte Albertinen ganz artig auf den Hof, indem er sagte:

„Die Hitze ist hier unerträglich."

Mitten vor der geöffneten Thür des Salons stand ein kleines grünes Sofa. Hierher führte er Albertinen, und nahm neben ihr Platz. Er stützte die Elnbogen auf die Rücklehne und sprach mit einer, dem Aussehen nach so gleichgültigen Miene, daß niemand von allen, die sie umschwärmten, anders glauben konnten, als daß der Graf über die gewöhnlichsten Dinge von der Welt conversirte.

Albertine hatte sich in die Ecke des Sofas zurückgelehnt und spielte mit ihrer Lorgnette, ohne daß die Worte des

Grafen eine andere Wirkung auf ihrem Gesicht hervorzurufen vermochten, als daß es noch kälter und stolzer ward.

Im Vorhause an das Thürgewände gelehnt, stand der Doctor im Gespräch mit Ernst. Der Baron und Jenny promenirten in der Allee. Arvid war nahe daran, im Zimmer seines Vaters mit dem Kopfe gerade durch die Fensterscheibe zu rennen, als er Albertinen und den Grafen so miteinander allein sitzen sah.

„Es ist", sagte der Graf, „mit dem Abscheu gerade so wie mit der Liebe. Wenn man Liebe erweckt, so sehnt man sich, die Seligkeit zu genießen, welche einem entgegenlächelt; erweckt man Abscheu, so wird man von einem heftigen Verlangen ergriffen, denselben zu überwinden."

Der Graf schwieg einen Augenblick und betrachtete Albertinen, welche unbeweglich und kalt durch keine Geberde Billigung oder Misbilligung zu erkennen gab.

„Warum verabscheuen Sie mich?" setzte er plötzlich hinzu.

„Herr Graf, wer hat gesagt, daß ich Sie verabscheue?" fragte Albertine in so gleichgültigem Tone, daß beinahe etwas Verletzendes darin lag.

„Ihr ganz Benehmen gegen mich gibt mir diese Ueberzeugung."

„Dann hat mein Benehmen eine Unwahrheit gesprochen. Ich verabscheue Sie nicht, Herr Graf."

„Sie weichen mir aus."

„Durchaus nicht. Ich suche Sie weder, noch weiche ich Ihnen aus."

Der Graf machte eine Bewegung der Ungeduld, bemeisterte sich aber und hob mit gleichgültigem Lächeln, damit die zahlreichen Augen, die sich so oft auf ihn und Albertinen hefteten, nicht den Gegenstand ihres Gesprächs errathen möchten, wieder an:

„Vor dem Balle bei mir bewiesen Sie mir eine

kaltsinnige Höflichkeit, die mir allerdings keinen Grund gab, zu vermuthen, daß es mir gelungen wäre, Ihr Interesse zu erwecken, aber doch schien ich Ihnen auch nicht gerade verhaßter zu sein als andere. Seit jenem Balle aber haben Sie bei meinen Besuchen hier mir einen so deutlich ausgesprochenen Unwillen zu erkennen gegeben, daß er förmlichem Abscheu gleichkommt. Wodurch hab' ich mir diesen zugezogen?"

„Unwillen und Abscheu, Herr Graf, das sind sehr superlative Ausdrücke in unserer gemäßigten Zeit, besonders wenn es einem Ball gilt. Ich versichere Ihnen, noch ist es Ihnen nicht gelungen, dergleichen Gefühle in mir zu erwecken."

„Haben Sie die Güte, mir einen passenden Namen für das Gefühl zu geben, welches Sie seit dem Balle in D. beherrscht hat", sagte der Graf, und seine Stimme war nicht so ruhig wie sein Gesicht.

„Habe ich das nöthig? Ich glaubte, Herr Graf, Sie besäßen Takt genug, um nicht erst der Frage zu bedürfen, was mich verändert hat und welcher Name dieser Veränderung zukommt."

„Verzeihen Sie mir, aber diese feine Auffassungsgabe geht mir wirklich ab."

„Dann freilich ist es nicht mehr als billig, daß ich Ihnen Aufklärung darüber gebe", entgegnete Albertine, und es lag in ihrem Tone etwas unnachahmlich Stolzes. „Sie wollten mich durch Vermittelung meiner Mutter zwingen, mit Ihnen zu tanzen, nachdem Sie vorher dem wirklichen Sachverhalt entgegen behauptet hatten, ich hätte Ihnen einen Walzer versprochen, den ich schon einem andern zugesagt hatte. Sie würden durch ein solches Benehmen mich grausam beleidigt haben, wenn Sie nicht dabei zugleich bewiesen hätten, daß Sie ein Mann sind, welcher nicht weiß, was das Zartgefühl von dem fordert, der durch seine Geburt höher als andere zu stehen glaubt. Diese Ueberzeugung ist es, was bei mir den

einzigen Wunsch genährt hat, mich so wenig als möglich der Gefahr eines erneueten Beweises von diesem Gebrechen Ihrer Erziehung oder Ihres Charakters auszusetzen. — Nun habe ich mich erklärt, und ich hoffe, Sie werden mich nicht zwingen, Sie noch länger anzuhören."

„Noch einen Augenblick, mein Fräulein", entgegnete der Graf, welcher während Albertinens Worten sehr bleich geworden war.

„Ich bin erst beim Anfange unserer Unterredung, und Sie müssen entschuldigen, wenn ich Sie jetzt zwinge, mich anzuhören. Jede Entschuldigung für das, was geschehen, wäre nur ein ohnmächtiger Versuch, weil mein Benehmen unverzeihlich ist, dafern nicht drei Worte hinreichen, es nicht blos zu erklären, sondern auch zu entschuldigen. Fräulein Albertine" — der Graf bog sich vorwärts wie um ein Reis von einem Gebüsch zu brechen, während er hinzusetzte: „Ich liebe Sie."

Seine hellblauen Augen schossen einen Blitz auf die junge Dame, welche unbeweglich blieb, ohne daß diese Worte irgendeinen sichtbaren Eindruck auf sie machten. Er fuhr fort:

„Ich liebe Sie heftig und ernst. Jeder Gegenstand, der zwischen Ihnen und mir steht, ist mir verhaßt, und in solchen Augenblicken wilder Erbitterung wäre ich im Stande, alles zu vergessen, was die Welt in dieser Beziehung von mir verlangt. Ach, Albertine, ich fühle, daß Ihr Widerstand nur meine schlimmern Gefühle aufgereizt und mich in eine Gemüthsstimmung versetzt hat, welche mich treibt, lieber irgendeine That zu begehen als Ihnen zu entsagen. Sie können einen Engel aus mir machen, aber auch einen Teufel."

Der Graf schwieg und betrachtete Albertinen, welche äußerlich kalt und undurchdringlich blieb. Da er keine Antwort erhielt, so hob er wieder an:

„Oft hat dieses Bekenntniß mir auf den Lippen ge-

schwebt, aber Ihr Stolz hat mich davon zurückgehalten, und es wäre sicherlich auch jetzt noch eine zeitlang unausgesprochen geblieben, wenn nicht Ihre Kälte mich gereizt, wenn nicht meine Eifersucht mich getrieben hätte, eine Erklärung zu suchen. Gestern hatte ich die Absicht, bei Ihrer Mutter um Ihre Hand anzuhalten; aber ich schwieg, weil ich erst wissen mußte, was ich von Ihnen zu hoffen, was ich von Silfverkrona zu fürchten hatte. Letzteres weiß ich, das erstere aber bleibt mir noch zu erfahren übrig. Fräulein Albertine, ich bin nicht so vermessen, mich geliebt zu glauben, — nein, ich bitte blos, daß Sie mir Hoffnung geben, daß Sie mir sagen, Ihr Herz sei frei, und daß Sie dereinst meine Gattin werden wollen. Sagen Sie ein Wort — ein einziges Wort!"

„Dieses Wort, Herr Graf, beraubt Sie aller Hoffnung, — ich habe mein Herz bereits verschenkt."

„Bedenken Sie wohl, was Sie sagen", murmelte der Graf und stützte den Kopf auf die Hand, um den Ausdruck einer gewaltsamen Gemüthsbewegung zu verbergen, die er nicht zu unterdrücken vermochte. „Dann wäre es also wahr, was man behauptet, daß —"

Der Graf stockte, denn auf Albertinens Stirn thronte ein so edler Ernst, daß ihm die Kraft gebrach, fortzufahren.

„Verzeihen Sie, Fräulein Albertine", stammelte er in aufgeregtem Tone. „Ich will Sie nicht verletzen, ich will Sie nicht beleidigen; aber ich fühle, daß jeder Tropfen meines Blutes sich in Galle verwandeln würde, wenn Sie mir keine Hoffnung geben, wenn Sie nicht diese furchtbaren Worte zurücknehmen, welche alle meine schönsten Hoffnungen vernichten. Aus Barmherzigkeit gegen uns beide sagen Sie, daß das, was Sie eben äußerten, nur ein grausamer Scherz ist."

„Herr Graf, ich gehöre nicht zu denen, welche mit Gefühlen scherzen. Ich habe eine ernste, unerschütterliche Wahrheit ausgesprochen."

Mit diesen Worten erhob sich Albertine.

„Der Waldhüter hätte sonach recht mit seiner Behauptung, daß Sie heimliche Zusammenkünfte mit Doctor Bergström gehabt haben", sagte der Graf mit vor Zorn heiserer Stimme, und bot Albertinen den Arm.

„Herr Graf, ich habe Ihnen offen geantwortet und erwarte, daß Sie nach dieser meiner Antwort soviel Zartgefühl haben werden, das Gespräch nicht weiter fortzusetzen."

„Sie irren sich, mein Fräulein, wenn Sie glauben, mich durch diese Worte entwaffnet zu haben. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß Schwierigkeiten meine Neigung nur steigern. Ha, dieser Liebling Ihrer Seele, dieser Glückliche ist der Doctor, obschon Sie selbst nicht den Muth haben, zu gestehen, daß Sie eine Wahl getroffen haben, welche Ihre Mutter unmöglich billigen wird oder kann."

„Wenn Sie glauben, daß mir der Muth fehle, zu bekennen, daß mein Herz dem edelsten Manne gehört, den ich kenne, so irren Sie sich sehr. Nein, Herr Graf, ich bin stolz darauf; und nun wissen Sie alles."

„Was mich aber nicht abhalten soll, schon in zwei Tagen bei Ihrer Mutter um Ihre Hand anzuhalten."

Der Blick des Grafen war jetzt eiskalt und streng.

„Herr Graf", stammelte Albertine erbleichend und zitternd.

Der Graf verneigte sich und verließ sie an der Treppe des Vorhauses.

Der Doctor stand immer noch an das Thürgewände gelehnt, aber er war jetzt allein. Als Albertine an ihm vorbeiging, flüsterte sie:

„Richard, der Graf wird in zwei Tagen bei meiner Mutter um meine Hand anhalten, obschon ich ihm bereits eine abschlägige Antwort gegeben habe."

„Zeige Muth, ohne die Achtung zu vergessen, welche

du deiner Mutter schuldig bist. Sei sanft, aber bestimmt, ohne zu beleidigen, und hoffe auf Gott und mich."

„Ich danke."

Im nächstfolgenden Augenblick tanzte Albertine mit Ernst eine Galopade. Der Baron hatte sich neben der Professorin niedergelassen, und der Graf raste mit Jenny fort wie ein Wirbelwind.

Unser junger Cadet, welcher dagestanden und den Grafen und Albertinen während ihres ganzen eben mitgetheilten Gesprächs angestiert hatte, gewahrte jetzt mit dem Späherblick der Eifersucht den Ausdruck von Liebe und Leidenschaft, welchen der Graf nicht gänzlich zu unterdrücken vermochte. Diese Entdeckungen machten der Selbstbeherrschung des jungen Arvid vollends ein Ende.

Als der Graf und Albertine sich von der Bank erhoben, stürzte er in sein Zimmer hinauf, wo er sich auf ein Sofa warf. Er packte sich mit beiden Händen beim Haar, und wäre beinahe in lautes Schluchzen ausgebrochen, wenn er nicht glücklicherweise die Augen auf einen ihm gegenüber hängenden Spiegel geheftet und in diesem den „künftigen Herrn General" erkannt hätte, der aber jetzt aussah wie ein Schulknabe, welcher eine tüchtige Züchtigung bekommen hat. Wir überlassen es ihm, auf eigene Faust mit seinem Kummer zurecht zu kommen, und gehen statt dessen um zu erlauschen, was der Baron zur Professorin sagte.

„Es ist heute Abend recht lebhaft hier", begann der Baron.

„Ach ja, die Gesellschaft ist aber etwas gemischt", antwortete die Professorin, die trotz aller Artigkeit des Grafen und des Barons gegen sie und Albertinen dennoch auf schlechter Laune war, weil sie es unmöglich verschmerzen konnte, daß ihre Tochter mit dem Sohn eines ihrer Diener getanzt hatte.

„Ich für meine Person", fuhr der Baron fort,

„habe mich seit langer Zeit nicht so aufgeräumt gefühlt wie heute Abend."

Und dies war auch wahr, denn der Baron sah ungewöhnlich heiter und lebhaft aus. „Jetzt", setzte er dann hinzu, „wollte ich mir erlauben, Sie, gnädige Frau, um eine Unterredung unter vier Augen für morgen Nachmittag zu bitten. Ich habe schon lange etwas auf dem Herzen, was ich Ihnen anvertrauen möchte."

Die Professorin lächelte verbindlich und versicherte, daß sie ihn mit dem größten Vergnügen empfangen würde. Die schlechte Laune war nun verschwunden, die Wolke von der Stirn gewichen und hatte nichts als Sonnenschein zurückgelassen. Die würdige Frau glaubte mit Gewißheit zu errathen, was der Baron ihr zu sagen hätte. Es konnte nicht wol etwas anderes sein als eine förmliche Bewerbung um Albertinens Hand — eine Sache, auf welche sie sich schon seit mehreren Wochen gefaßt gemacht. Der Gedanke, daß sie es nun endlich so weit gebracht, versetzte sie in so ausgezeichnet gute Laune, daß sie sogar beschloß, das grobe Vergehen, dessen sich Albertine schuldig gemacht, als sie mit dem Doctor getanzt, nicht weiter mit einem Wort zu berühren.

Viertes Kapitel.

Am nächstfolgenden Nachmittag saß die Professorin im Pavillon, und ihre Toilette war eine so sorgfältige, daß man daraus schließen konnte, sie erwarte jemand, auf den sie hohen Werth setzte.

Die Majorin und Jenny hatten noch viel aufzuräumen, und Albertine war mit dem Major ausgefahren, um einige neue Anlagen in Augenschein zu nehmen. Die Professorin hatte dazu ihre Zustimmung gegeben.

Jenny stand ganz allein im Familienzimmer, beschäftigt, eine ganze Masse Glasgeschirr abzutrocknen. Auf dem Tische stand eine Menge Porzellan und Krystall. Jenny trällerte mit frischer klarer Stimme, während sie in ihrer Arbeit eifrig und rasch fortfuhr. Plötzlich hörte sie einen Wagen in den Hof herein bis an die Treppe rollen.

„Wer um Gottes willen kann das sein? Das wäre nicht übel, wenn man jetzt auch noch Fremde zu empfangen hätte!" dachte Jenny und näherte sich den Glasthüren, welche auf die Hausflur gingen. „Ah, es ist der Baron", fuhr sie bei sich selbst fort und kehrte wieder ruhig an den Tisch zurück.

Der Baron trat ganz ungenirt in den Salon.

„Meinen Dank für gestern!“ sagte er zu Jenny, die ihm die Hand reichte. „Ich habe mich lange nicht so munter, so vergnügt und so vollkommen in die Zeit zurückversetzt gefühlt, wo ich zwanzig und Sie vierzehn Jahre alt waren, wie gestern.“

„Und deshalb mußten Sie heute wieder hierher, um sich bei mir zu bedanken?“ antwortete Jenny scherzend, ohne sich durch die Gegenwart des Barons in ihrer Arbeit stören zu lassen.

„Das gerade nicht; da ich aber einmal hierher mußte, so konnte ich nicht umhin, Ihnen dafür zu danken, Fräulein Jenny, daß ich mich noch einmal über etwas auf Erden habe freuen können.“

„Mein Gott, Sie sagen das, Herr Baron, gerade ob Sie ein alter Mann wären, der durch Sorgen und Unglück aller Freuden beraubt worden, und nicht wie ein junger Mann, der so viele Veranlassung hat, mit seinem Lose zufrieden zu sein.“

„Was wissen Sie, Fräulein Jenny, von meinem Alter und meinen Sorgen? Es ist leicht möglich, daß ich, obschon noch jung an Jahren, schon die bittere Welterfahrung eines Greises besitze, und Leiden von so schmerzlicher Art durchgemacht habe, daß es mich selbst wunder nimmt, mein Herz noch für irgendein warmes und lebendiges Gefühl zugänglich zu finden, auch wenn der erste Eindruck desselben von Ihnen kommt. Für die Entdeckung, daß mein Herz noch nicht vollkommen todt ist, stehe ich in Ihrer Schuld.“

„Nur keine Schmeicheleien zwischen Freunden“, sagte Jenny mit ihrem sonnenwarmen Lächeln. „Ich machte gestern nicht den ganzen Ball aus; es gab noch so viele andere, die zur Freude noch weit wesentlicher beitrugen als ich.“

„Für mich gab es in dieser Beziehung keine andere als Sie, Fräulein Jenny. Sie führten mich in eine Zeit

zurück, die so heiter und an schönen Träumen so reich war, daß ich ganz die Qualen vergaß, welche zwischen ihr und der Gegenwart liegen."

„Sie haben also wirklich bittere Leiden durchlebt?"

„Ja, doch lassen wir dieselben; sie kommen schon wieder, wenn ich allein bin, ohne daß ich mir durch sie die hellen Stunden zu verdunkeln brauche, welche ich während des Zusammenseins mit Ihnen genieße."

Der Baron ergriff Jenny's Hand und sah sie mit seelenvollem Blick an.

„Wissen Sie, Baron Fritz", sagte Jenny lächelnd, „ich fand es auch sehr angenehm, in Ihnen etwas von Ihrem frühern Menschen zu entdecken; und als ich Sie gestern lachen und scherzen sah wie früher, konnte ich nicht begreifen, warum Sie nicht immer so wären, anstatt des affectirten Weichlings, der Sie seit einigen Jahren gewesen. Ach, wie oft habe ich gewünscht, daß der frühere Fritz Silfverkrona wiederkommen möchte!"

„Und wenn er wiederkäme, würden Sie ihm dann Ihre Freundschaft schenken?"

„Ganz bestimmt, besonders da ich, obschon er jetzt seit mehreren Jahren ein gleichgültiger und langweiliger Egoist gewesen, ihn doch stets lieb gehabt habe wie einen Bruder. Ich will dabei aber nicht verhehlen, daß ich manchmal mich recht ernstlich darüber geärgert, daß er, der soviel hätte ausrichten können, es vorzog, nichts zu thun."

„Jenny, er ist grenzenlos unglücklich gewesen, und er ist auch jetzt noch weit entfernt, glücklich zu sein", entgegnete der Baron, und sprach diese Worte mit tiefem Ernst.

„Für jedes Unglück, für alle Leiden der Seele gibt es einen Arzt, und dieser Arzt heißt Arbeit. Während Sie sich einer nützlichen Thätigkeit widmen, welche Ihre ganze Thätigkeit in Anspruch nimmt, vergessen Sie Ihre Leiden und Ihre Sorgen. Ihre eifrigen Bemühungen, zu nützen, werden Ihnen Zufriedenheit schenken. Ueber-

lassen Sie sich dagegen der Unthätigkeit, dem Verdruß und der Beschäftigungslosigkeit, dann erst wird Ihr Schmerz für die Seele eine eiternde Wunde, welche allmählich sowol Gefühl als Herz ertödtet."

„Dank für Ihre freundlichen Worte", entgegnete der Baron, indem er Jenny's Hand an seine Lippen drückte. „Ich werde sie in meiner Erinnerung bewahren, wie ich schon früher mit allem gethan, was Sie mir gesagt."

„Damit bin ich noch nicht zufrieden", bemerkte Jenny lachend; „denn wenn Sie meine Worte auf diese Weise blos aufspeichern, so ist es ganz ebenso, als ob sie niemals gesprochen worden wären."

„Was verlangen Sie denn, Jenny?"

„Ich verlange, daß meine Worte Sie aus der Gleichgültigkeit aufrütteln, von welcher Sie jetzt beherrscht werden; daß Sie sich dadurch veranlaßt sehen, zu handeln, anstatt über dem zu brüten, was Sie gelitten."

„Wollte Gott, daß Ihre Worte mich aus der Niedergeschlagenheit emporrichteten, die fast stets meine Seele beherrscht und mich unfähig macht zu handeln."

„Wenn Sie nur ernstlich wollen, dann wird es Ihnen auch gelingen", entgegnete Jenny, indem sie ihn freundlich ansah. „Bedenken Sie nur, welch einen reichen Trost und welche Zufriedenstellung Sie in dem Bewußtsein, Ihren Platz im Leben ausgefüllt zu haben, und in der Erinnerung an das Gute und Nützliche finden werden, welches Sie zu Stande gebracht."

„Um ein eifriger Mitbürger und ein wohlthätiger Mensch zu sein, muß man ehrgeizig sein und den Beifall seinesgleichen zu erlangen wünschen; ich bin aber nicht ehrgeizig."

„Ist es wirklich Fritz Silfverkrona, der so spricht?" rief Jenny. „Wären wir nicht blos um des Guten willen gut, dann wäre es mit unserer Tugend in der That schlecht bestellt, und suchten wir nicht durch nützliche Thätigkeit unsern Platz hier im Leben zu einem andern

Zwecke als dem möglichen Gewinn des Beifalls unserer Mitmenschen würdig auszufüllen, dann wären wir nicht werth, unsere Blicke zu dem zu erheben, welcher dereinst beurtheilen wird, wie wir unsere Pflichten erfüllt haben."

Es lag etwas Einfaches und Warmherziges in Jenny's Worten.

Der Baron lächelte und sagte:

„Sie haben recht, Jenny, jetzt wie immer; aber bilden Sie sich darauf nicht allzu viel ein, denn das Verdienst Ihrer gesunden Lebensansichten gehört nicht Ihnen allein."

„Nein, es gehört meiner Mutter", fiel Jenny lächelnd ein. „Lassen Sie sich aber dadurch nicht abhalten, das, was ich sage, zu Ihrem Nutzen anzuwenden."

„Seien Sie überzeugt, daß ich es versuchen werde. — Aber sagen Sie mir, wo finde ich die Frau Professorin? Ich habe sie um eine Unterredung für diesen Nachmittag gebeten."

„Ei, ei, Sie treuloser Ritter, der, obschon er auf Freiersfüßen geht, sich eine ganze halbe Stunde unterwegs aufhält und mit mir die kostbare Zeit verschwendet. Für diesen Mangel an Eifer in Ihrer Liebe verdienten Sie einen Korb zu bekommen."

„Auf Freiersfüßen, sagen Sie? Um wen sollte ich mich bewerben? Wer hat gesagt, daß ich so etwas vorhabe?"

„Um Albertinen, natürlich."

„Das ist blos eine Antwort auf die erste Frage."

„Ach so! Sie wollten auch wissen, wer es mir gesagt? Nun wohl, es ist mein gesunder Menschenverstand, welcher den Schluß zieht, daß ein junger Mann keine Unterredung unter vier Augen mit einer alten Frau, die eine junge und schöne Tochter hat, begehrt, wenn er nicht die Absicht hat, sich um die Hand dieser Tochter zu bewerben."

„Und davon sprechen Sie in so scherzendem Tone?"

„Verſteht ſich; oder glauben Sie, Herr Baron, daß dieſe Entdeckung mir Thränen koſten ſollte?“

„Das gerade nicht, aber —“

„So etwas Aehnliches. Ich hätte wenigſtens erröthen oder erbleichen ſollen, meinen Sie“, rief Jenny und lachte wie ein gutes Kind.

„Aber ſagen Sie mir ernſtlich, was Sie meinen, Jenny, wenn ich mich vermählte?“

„Wenn Sie eine gute Wahl träfen und eine Frau bekämen, die Sie liebte, ſo würde ich auf Ihrer Hochzeit mit derſelben Freude tanzen, wie auf der eines meiner Brüder.“

„Folglich bin ich Ihnen weiter nichts als ein Bruder?“

„Sind Sie damit nicht zufrieden?“

„Ich weiß nicht —“

„Alſo, Herr Baron“, ſagte Jenny, indem ſie ſich vor dem Baron tief verneigte, „meine Tante treffen Sie im großen Pavillon unten im Garten.“

„Ich werde ſonach verwieſen“, ſagte der Baron lachend. „Leben Sie wohl, Schweſterchen; aber ich muß Ihnen ſagen, daß Sie nicht das Vergnügen haben werden, auf meiner und Fräulein Albertinens Hochzeit zu tanzen; denn ich habe die beſtimmte Abſicht, nicht zu heirathen.“

„Daran thun Sie ſehr klug, lieber Baron“, ſcherzte Jenny; „denn es ſteht faſt mit Sicherheit zu vermuthen, daß Sie einen Korb bekommen hätten. Doch gehen Sie nun. Meine Tante würde es Ihnen niemals verzeihen, wenn Sie ſie warten ließen.“

Fünftes Kapitel.

„Willkommen, Herr Baron", sagte die Professorin beim Eintritt des Barons mit ihrem glatten Lächeln, und reichte ihm die Hand, die er mit verbindlicher Artigkeit an seine Lippen führte, worauf sie ihn einlud, Platz zu nehmen.

„Schon längst habe ich mit fast schmerzlicher Unruhe gewünscht, vor Ihnen, gnädige Frau, mein Herz zu erleichtern, und Sie um Ihre Güte und Aufmerksamkeit zu bitten. Der Erfolg dessen, was ich mir zu erbitten habe, beruht hauptsächlich auf Ihnen, vielleicht auch ein wenig auf der Freundschaft, die Sie, wie ich mir schmeichle, für mich hegen."

„Mein bester Baron", entgegnete die Professorin, „ich glaube Ihnen bewiesen zu haben, daß ich wirkliche Freundschaft für Sie hege, und dies muß Sie ermuthigen, aufrichtig zu sprechen. Sie können stets auf meine Mitwirkung bei allem rechnen, was zu Ihrem Glück beitragen kann."

„Sie sind allzu gütig, gnädige Frau; aber Sie lassen sich jetzt von dieser Güte bestimmen, ohne zu wissen, was ich zu begehren beabsichtige."

„Was Sie auch begehren mögen, so können Sie sicher darauf rechnen, daß ich es gewähre.“

„Ach, diese wohlwollende Aufmunterung gibt mir Muth.“

Der Baron lehnte sich in seinen Sessel zurück, und warf einen verstohlenen Blick auf die Professorin, deren Gesicht bewies, daß sie erwartete, es werde nun etwas Angenehmes folgen.

Es folgte eine lange Pause, während welcher die Professorin sich im Geiste schon als Schwiegermutter des Barons sah, auf dem schönen Stjernebro thronend, und als Gegenstand der Huldigung und des Neides aller. Ach, sie glaubte nun der Verwirklichung aller ihrer stolzen Träume von einem Rang und einem Reichthum sicher zu sein, neben welchem ihr eigener in Unbedeutendheit versank. In der Eitelkeit ihres Herzens glaubte sie, das so lebhaft ersehnte Ziel endlich erreicht zu haben. Dieses kalte, gefühllose Weib, welches selten eine andere Gemüthsbewegung empfand als vielleicht die des verletzten Stolzes, fühlte jetzt ihr Herz vor ungeduldiger Erwartung dessen klopfen, was der Baron weiter vorzubringen hätte.

Endlich fuhr er sich mit der Hand über die Stirn, richtete sich aus seiner zurückgelehnten Stellung empor, und sagte in seinem gewöhnlichen lispelnden, schleppenden Tone:

„Ich muß aufrichtig gestehen, daß einer der Beweggründe, weshalb ich so eifrig darauf hinarbeitete, Sie, gnädige Frau, hierher nach Rönby zu bringen, der war, daß ich dadurch Gelegenheit erhielte, durch nähern Umgang einen Charakter zu studiren, von welchem ich unmöglich einen klaren Begriff erhalten konnte, solange Sie in der Stadt verweilten und ich blos ganz flüchtig Ihr Haus besuchte. Von der Kenntniß dieses Charakters hing der Entschluß ab, den ich für die Zukunft fassen würde. Für den Fall, daß ich ihn so fände, wie ich

hoffte und wünschte, hatte ich schon im voraus mir meine Handlungsweise vorgezeichnet."

Der Baron machte eine Pause.

„Und wie sind diese Forschungen ausgefallen?" fragte die Professorin. „Ist die fragliche Person so wie Sie, Herr Baron, sich dieselbe wünschten? Daß es eine weibliche Person ist, versteht sich von selbst, da ich ja keine männliche mit hierhergebracht habe", setzte sie in einem gewissen scherzhaften Tone hinzu.

„Allerdings ist es ein junges Mädchen, dem diese Studien gegolten haben", hob der Baron mit einem eigenthümlichen Lächeln wieder an, welches nicht ganz frei von Ironie war, „und ich habe wirklich in ihr ein so warmes, gefühlvolles Herz, einen so hohen Grad von schüchterner Unterwürfigkeit gefunden, daß ich mir Glück wünsche, durch Ihre Vermittelung zu einem Lohne beitragen zu können, der ihrer guten Eigenschaften würdig ist."

Der Baron schwieg abermals.

„Herr Gott, wie doch die Liebe die Menschen verblendet", dachte die Professorin; „da er indessen diese Eigenschaften so hoch anschlägt und bei Albertinen zu finden glaubt, so fällt es mir nicht ein, ihn auf irgendeine Weise aus seinem Irrthum zu reißen."

Dabei sah sie den Baron mit einer Miene an, welche verrieth, daß sie die Fortsetzung erwartete.

„Eine richtige und unparteiische Auffassung von dem Charakter des jungen Mädchens zu gewinnen, war nicht leicht; denn ihre Stellung war einer vertraulichern Annäherung hinderlich, wodurch ich eine klare Anschauung von solchen unfreiwilligen Handlungen hätte bekommen können, aus welchen die Hauptzüge des Charakters klar und unmaskirt hervorleuchten. Deshalb mußte ich mich an eine dritte Person wenden."

Der Baron machte abermals eine Pause.

„Und zu dieser dritten Person haben Sie mich aus-

erſehen?" fragte die Profeſſorin, indem ſie wieder auf ganz ſcherzhafte Weiſe lächelte.

„Nein, ſo dreiſt wagte ich nicht zu ſein. Nein, ich wendete mich an eine Ihnen an Jahren gleichſtehende Perſon, welche mir alle gewünſchte Aufklärungen gab. Daneben folgte ich auch der fraglichen Perſon mit geſpannter Aufmerkſamkeit, ſo oft der Zufall mir dazu Gelegenheit gab, und nach reiflicher Prüfung fand ich ſie einer beſſern geſellſchaftlichen Stellung würdig, als ſie für den Augenblick innehatte. Deshalb habe ich mich nun in erſter Inſtanz an Sie, gnädige Frau, gewendet."

„Aber, Herr Baron, ich ſollte wirklich glauben, daß die geſellſchaftliche Stellung der betreffenden Perſon nicht ganz zu verachten wäre. Sie gehört einer Familie an, welche —"

„Im höchſten Grad achtungswerth iſt, und die Familie ihrer Mutter iſt von altem Adel; dennoch aber —"

„Würden Sie wünſchen, ſie noch höher zu heben."

„Ja, ich würde wünſchen, ihr zu den Rechten zu verhelfen, welche ſie für den Augenblick nicht genießt."

„Herr Baron, ich verſtehe Sie nicht. Welche Rechte ſind es, die meine Tochter nicht genießt?"

Der Stolz der Profeſſorin war durch die letzten Worte des Barons verletzt, denn ſie glaubte, er ſpiele auf die Strenge an, womit ſie ihre Tochter erzogen.

„Ich bitte um Verzeihung; von Fräulein Albertinen habe ich ja mit keinem Wort geſprochen!"

Die Profeſſorin ward feuerroth, richtete ſich in die Höhe und heftete ihre ſcharfen und durchdringenden Augen auf den Baron. Sie war von der ſchwindelnden Höhe ihrer Illuſionen ſo plötzlich herabgeſtürzt worden, daß ſie einen Ausdruck des Aergers, der ſo gewaltig in ihr kochte, unmöglich zurückhalten konnte. Sie fühlte einen ſo heftigen Zorn in ihrer Bruſt, daß ſie gewünſcht hätte, mit ihren Blicken den Baron vernichten zu können. Hatte er nicht durch ſeine zweideutige Darſtellung geradezu

ſeinen Spott mit ihr getrieben, mit ihr, der Profeſſorin von Krug? Dies war etwas, was ſie nicht einmal von einem Baron mit Silfverkrona's Vermögen hinnehmen zu dürfen glaubte.

Deshalb fragte ſie mit einem ſcharfen Ausdruck in ihrer Stimme:

„Von wem haben Sie denn ſonſt geſprochen, Herr Baron? Soviel ich weiß, habe ich auf keine andere hier anweſende Perſon Einfluß, als auf meine Tochter. Unſer ganzes Geſpräch iſt ſonach weiter nichts als ein Gaukelſpiel geweſen."

Mit dieſen Worten warf die Profeſſorin den Kopf empor und ſah dem Baron unverwandt ins Geſicht.

„Mir einen ſolchen Mangel an Takt zuzutrauen, hätte ich von Ihnen nicht gehofft", entgegnete der Baron, und es lag dabei eine gewiſſe Würde in ſeinem Weſen. „Es war allerdings nicht recht von mir, daß ich die Perſon, von der ich ſprach, nicht ſogleich mit Namen nannte. Es iſt Mamſell Minna!"

„Minna!" wiederholte die Profeſſorin und ſtierte den Baron an, als ob ſie glaubte, er müſſe an einem plötzlichen Anfall von Wahnſinn laboriren. Zugleich dachte ſie bei ſich ſelbſt: „Hat der Menſch denn den Verſtand verloren? Will er denn Minna heirathen?"

„Ja, Ihre Nichte, gnädige Frau, — Mamſell Minna Ekeberg."

Wenn man auf eine Feder gedrückt hätte, ſo hätte der Druck keine ſchnellere Wirkung hervorbringen können, als dieſe Worte auf die Profeſſorin äußerten. Sie erhob ſich ſofort vom Sofa, ſtützte die Hand auf den Tiſch, warf den Kopf zurück und fragte in gereiztem Ton:

„Was meinen Sie eigentlich, Herr Baron? Wollen Sie mich beleidigen?"

„Sie verſprachen ja, gnädige Frau, mich mit Güte anzuhören."

„Dabei aber ſetzte ich voraus, Herr Baron, daß Sie

das Zartgefühl beweisen würden, welches man berechtigt ist, von einem Edelmann zu fordern, wenn er mit einer Edeldame spricht."

„Und. dieses Zartgefühl werde ich auch niemals aus den Augen setzen, das kann ich Ihnen heilig versichern, gnädige Frau. Haben Sie daher die Güte, mich freundlich anzuhören", entgegnete der Baron, indem er die Professorin bewog, wieder Platz zu nehmen, worauf er hinzusetzte: „Ich verspreche Ihnen, mich kurz zu fassen, und hoffe, daß Sie, wenn ich mich erklärt habe, sich nicht ungnädig gegen den gestimmt fühlen werden, welcher blos die Absicht hat, ein gegebenes Versprechen zu erfüllen."

„Ich werde Sie anhören, Herr Baron", entgegnete die Professorin mit harter, strenger Miene.

„Vor vier Jahren", hob der Baron wieder an, „vertraute mir eine Person, welche meine warme Zuneigung und innige Hochachtung besaß — es war meine Braut —, während sie auf ihrem Sterbebett lag, ein heiliges Geheimniß an. Sie ließ mich ihr versprechen, von diesem Geheimniß den für die Person, welche es am nächsten anging, nützlichsten und zweckmäßigsten Gebrauch zu machen. Diese Mittheilung lautete kurz folgendermaßen: «Ein Fräulein Qvickfelt, die mehrere Jahre jünger war als ihre Schwester, die Professorin von Krug, weilte in dem Hause der letztern. Die Professorin gab ihrem Sohn einen Musiklehrer, dessen Unterricht auch Fräulein Qvickfelt benutzte. Ekeberg, so hieß der Musiklehrer, war ein junger genialer Mann, aber von geringer Herkunft, denn er war der Sohn eines Tischlers. Dies hinderte ihn jedoch nicht, anziehend und mit seltenen Geistesgaben ausgerüstet zu sein. Er besaß ein ihm von einem Onkel hinterlassenes kleines Vermögen, sodaß er infolge dessen und in Verbindung mit dem Ertrage seiner Musiklectionen sich in ganz unabhängiger pecuniärer Stellung befand. Genug, es entwickelte sich zwischen Fräulein Charlotte Quickfelt und dem jungen Ekeberg eine warme und

innige Liebe, welche, als er eine Anstellung als Musikdirector erhielt, auf keinerlei materielle Hindernisse stoßen zu können schien.

„«Er trat demgemäß als Freier auf, erhielt aber von der ältern Schwester eine so demüthigende, abschlägige Antwort, daß er sich dadurch verletzt zurückzog. Er schrieb an Fräulein Charlotte, daß sein Stolz ihm nicht erlaube, in eine Familie zu kommen zu suchen, welche ihm auf so verächtliche Weise begegnet sei.

„«Einige Wochen darauf ward er gefährlich krank, und sprach im Fieberwahnsinn in Gegenwart seiner Schwester, die ihn pflegte, die Gefühle aus, welche er für Fräulein Charlotte hegte. Die Schwester, welche sah, daß das Leben ihres Bruders in Gefahr schwebte, schrieb an Charlotte und unterrichtete sie hiervon. Die Antwort darauf war die, daß schon am nächstfolgenden Abend Charlotte am Bett des Kranken saß, welches sie nicht wieder verließ. Alle Bemühungen, alle Drohungen von seiten der ältern Schwester blieben fruchtlos. Charlotte blieb bei dem Geliebten.

„«Als er von seiner schweren Brustkrankheit wiederhergestellt war, reisten sie beide, von seiner Schwester begleitet, nach Kopenhagen, und ließen sich dort vermählen. Ekeberg hatte mit Rücksicht auf seine Krankheit, seine hart angegriffene Brust und seine Reise nach Kopenhagen, wo er sich niederzulassen gedachte, seine Stelle als Musikdirector förmlich niedergelegt.

„«Ein Jahr nach der Vermählung starb Ekeberg an der Auszehrung, und ließ seine Witwe mit einem Liebespfand unter ihrem Herzen zurück. Gleich nach dem Tode ihres Gatten erhielt sie die niederschmetternde Nachricht, daß das Handelshaus, bei welchem Ekeberg's kleines Vermögen angelegt war, unvermuthet Bankrott gemacht hatte. Sie stand nun in tiefer Trauer um ihren Gatten und ohne alle Stütze in der Welt da. Sie kehrte nach Schweden zurück, und begab sich zu der Schwester ihres

verſtorbenen Gatten, welche mittlerweile ſich mit einem Tiſchler verheirathet hatte. Bei dieſen Leuten ward ſie kurz darauf krank und gebar ein Mädchen, welches ſie auf ihrem Sterbebett der Obhut ihrer Schweſter, der Profeſſorin, anvertraute. Nach Frau Ekeberg's Tode erklärte ihre Schweſter ſich auch bereit, die zarte Waiſe zu ſich zu nehmen und zu erziehen; ſtellte aber die Bedingung, daß Ekeberg's Schweſter ihr feierlich verſpräche, niemals Anſpruch auf irgendwelche Verwandtſchaft mit der Kleinen zu machen, niemand zu ſagen, wem ſie angehörte, und ebenſo wenig je etwas davon zu erzählen, daß ihre verſtorbene Schwägerin ein geborenes Fräulein Ovickfelt geweſen ſei.

„«In Bezug auf die Zukunft des Kindes verſprach ſie alles, was man wünſchte, und man kam nun dahin überein, die Kleine für die Tochter der Amme auszugeben, welche Frau von Krug binnen kurzem für ihr zweites Kind, Fräulein Albertine, zu bedürfen erwartete. Ekeberg's Schweſter verſchaffte, ohne daß Frau von Krug es argwohnte, eine Amme, welche angenommen ward und vor der Welt für die Mutter der Kleinen galt.»

„So lautete die Mittheilung, welche meine Braut mir machte, und das Kind, um welches dieſe Mittheilung ſich drehte, iſt eben Mamſell Minna. Das Verſprechen, welches ich der Sterbenden gab, hatte den Zweck, bei Ihnen, gnädige Frau, dahin zu wirken, daß Sie Ihre unglückliche Nichte den glücklichern Verhältniſſen zurückgäben, auf welche ihre Verwandtſchaft mit Ihnen ihr ein unbeſtrittenes Recht gibt. Ich hoffe, daß ſie nun nicht mehr gezwungen werden wird, in der abhängigen und durchaus nicht angenehmen Stellung zu verharren, in welcher ſie ſich jetzt befindet. Ehe ich dieſe Bitte vorbrächte, wollte ich mich jedoch erſt überzeugen, inwieweit Minna's Sitten und Charakter ſie zu der Theilnahme berechtigten, welche ich für ſie hegte, und alles, was ich aus Fräulein Albertinens Mund gehört, läßt mich mit Gewißheit

voraussetzen, daß sie sowol Achtung als Wohlwollen verdient. Würden Sie, gnädige Frau, aus Mitleid mit der an dem von Ihnen gemisbilligten Schritt ihrer Mutter unschuldigen Tochter bereit sein, ihre Ansprüche an nahe Verwandtschaft anzuerkennen, so bin ich von der Verstorbenen beauftragt, Mamsell Minna Ekeberg ein kleines Geschenk zuzustellen, welches in pecuniärer Hinsicht ihre Unabhängigkeit zur Folge haben würde. Wenn meine geringen Worte etwas vermögen, so bitte ich inständig, daß Sie — die einzige Person, welche außer mir das Geheimniß kennt — das junge Mädchen ihrer Familie und ihren Angehörigen wiederschenken."

Der Baron schwieg.

„Ich habe Sie angehört, Herr Baron", entgegnete die Professorin, „und weiß wirklich nicht, ob ich träume oder wache. Sie tischen mir da eine lange Geschichte von meiner Schwester und mir auf — eine Geschichte, die mir gänzlich fremd ist; und auf Grund dieser Geschichte verlangen Sie, daß ich ein Dienstmädchen, welches ich aus Barmherzigkeit von der Straße aufgenommen, als meine Verwandte anerkenne. Herr Baron, ich erkläre hiermit feierlich, daß diese ganze Geschichte rund und rein erdichtet ist."

Die Professorin erhob sich mit diesen Worten, um dem Gespräch ein Ende zu machen.

„Aber, gnädige Frau, ich kann die Wahrheit meiner Erzählung mit meiner Ehre verbürgen, und obschon Sie alles zusammen keck leugnen, so sagt eine innere Stimme Ihnen doch, daß jedes Wort mit dem wirklichen Sachverhalt übereinstimmt. Ich bitte Sie nochmals, ersetzen Sie dem jungen Mädchen den Verlust ihrer Aeltern", rief der Baron, indem er sich ebenfalls erhob. „Ich bitte, ich beschwöre Sie darum."

„Genug, Herr Baron. Ich hoffe, daß Sie dieses Gespräch nicht länger fortsetzen werden, nachdem ich Ihnen offen erklärt, daß alles, was Sie jetzt angeführt haben,

eine Erdichtung ist, welche noch einmal zu wiederholen, Ihr Zartgefühl Sie ohne Zweifel abhalten wird. Uebrigens, wenn die Sache auch wahr wäre, so sollten Sie nach meinem Dafürhalten einsehen, daß es für Sie wol kaum passend ist, sich auf diese gänzlich unberufene Weise in dergleichen Familienangelegenheiten zu mischen."

„Verzeihen Sie, gnädige Frau, wenn von den Verwandten niemand die Unterdrückte anerkennen will, so wird es Pflicht des die Verhältnisse kennenden Fremden, das Recht der Leidenden zu verfechten. Inzwischen und ehe ich irgendein Versprechen gebe, bitte ich Sie, gnädige Frau, sich bis übermorgen zu überlegen, was ich gesagt habe. Glauben Sie mir, es verdient beherzigt zu werden. Ich werde mich dann wieder einfinden, um Ihren Entschluß zu hören."

Nachdem der Baron dies gesagt, verneigte er sich und ging.

Sechstes Kapitel.

Zwei Tage nach der Unterredung mit dem Baron blieb die Professorin auf ihrem Zimmer. Ihre Eigenliebe, ihre Eitelkeit hatte eine furchtbare Niederlage erlitten. Sie war nicht blos in ihren innigsten Hoffnungen getäuscht worden; sondern der Baron hatte sogar die Unverschämtheit gehabt, zu erklären, daß er nur um Minna's willen sie zu der Reise nach Rönby beredet hatte.

Dies war sicherlich so demüthigend, daß sie sich nahe fühlte, vor Wuth und Verdruß zu ersticken. Zu welchem Zwecke hatte sie nun diese Versöhnung mit ihrem Bruder eingeleitet? Blos um den Baron Minna's Stammbaum erzählen zu hören! Ha, so etwas hätte ihr geradezu Nervenanfälle verursachen können, dafern nicht ein Hoffnungsstrahl und ein Ersatz für die erlittene Niederlage sich in Gestalt des Grafen Stormhjelm gezeigt hätte. Sie begann deshalb reiflich zu überlegen, welche Handlungsweise unter diesen Umständen die klügste wäre.

„Hat der Baron", fragte sie sich selbst, „wol einen Beweis, daß Minna meine Nichte ist? Nein. — Die Worte einer Sterbenden sind von geringer Bedeutung.

Ich brauche sie daher nicht als meine Verwandte anzuerkennen, und werde es niemals thun."

Hierbei blieb die Professorin stehen. Sie hatte nun ihren Entschluß gefaßt, und der Baron hätte ebenso gut die Erde vermögen können, stillzustehen, als die Professorin von Krug, einem ihrer Vorsätze untreu zu werden.

Inzwischen räumte sie ein gewisses Zugeständniß für den Fall ein, daß der Baron mit juristisch gültigen Documenten versehen wäre, und auf diese Weise seine Angaben gerichtlich bestätigen könnte.

Nachdem sie zu dieser bestimmten Ansicht von der Sache gelangt war, ward sie in der Familie wieder sichtbar. Es war am zweiten Nachmittag nach dem Besuch des Barons. Sie hatte aber an diesen einige Zeilen geschrieben, welche in Bezug auf Minna ihr Ultimatum erhielten, und worin sie bei ihrer Behauptung stehen blieb, daß alles, was er gesagt, eine Erdichtung sei. Sie bat die Majorin, diesen Brief durch einen Boten nach Stjernebro befördern zu lassen.

Die Damen waren um einen auf den Hof unter die großen Linden hinausgetragenen Nähtisch versammelt. Die Professorin ließ sich herab, einige Bemerkungen über das Unregelmäßige in Jenny's Leben zu machen, welches so ganz verschieden war von der Ordnung, die sie in ihrem Haus eingeführt, und berührte überdies verschiedenes andere, was sie in der Familie ihres Bruders unpassend fand.

Die Majorin hörte lächelnd zu, ohne gerade Einwendungen gegen diese Bemerkungen zu machen.

Jenny und Albertine sprachen leise miteinander, während Arvid ganz demüthig der gnädigen Tante eine Docke Seide hielt, und dann und wann einen melancholischen, bekümmerten Blick auf Albertinen warf.

Während man so en famille, wie die Professorin sich ausgedrückt haben würde, dasaß, ward das Gitterthor geöffnet, um einen Reiter einzulassen. Es war Graf Erich Stormhjelm.

Bei ſeinem Anblick erbleichte Albertine und neigte ſich tiefer über ihre Arbeit.

Als der Graf bemerkte, daß die Damen unter den Bäumen verſammelt waren, hielt er ſein Pferd an, ſchwang ſich aus dem Sattel und warf die Zügel einem Diener zu, worauf er mit ausgeſuchter Artigkeit näher trat.

Die Majorin bewillkommnete ihn freundlich, die Profeſſorin verbindlich, Jenny herzlich, Arvid mit einem wüthenden Blick, und Albertine endlich mit eiſiger Kälte. Als ſie ihm die Hand reichte, konnte er aus der ſtolzen und entſchloſſenen Neigung des Hauptes mit leichter Mühe ſchließen, daß ſie zum Widerſtand, zu einem muthigen und hartnäckigen Widerſtand völlig gerüſtet war. Der Blick aber, den er auf ſie richte, drückte nicht weniger Feſtigkeit aus, und es lag darin etwas Unbeugſames, was Albertinen das Schlimmſte fürchten ließ.

Man plauderte eine Weile über den Ball, über die Nachbarn und gleichgültige Dinge. Man trank Saft und aß Obſt.

Der Graf hatte während der ganzen Zeit ſeine Worte ausſchließlich an die beiden Frauen gerichtet. Endlich als die Majorin ſich wegen einiger häuslichen Verrichtungen entfernen mußte, ſagte der Graf zu der Profeſſorin:

„Darf ich Sie vielleicht um ein paar Worte unter vier Augen erſuchen, gnädige Frau?“

„Mit Vergnügen“, entgegnete die Profeſſorin, indem ſie ſich erhob und den Arm ergriff, den er ihr bot, worauf beide die große Allee entlang bis zum Pavillon promenirten.

Albertine hatte den Kopf emporgerichtet und folgte den ſich Entfernenden mit den Augen. In dem ganzen Ausdruck ihrer Züge lag etwas gleichzeitig feſt Entſchloſſenes und doch auch furchtbar Schmerzhaftes. Sie war außerordentlich bleich.

„Albertine, biſt du unwohl?“ fragte Jenny und

ergriff mit herzlicher Theilnahme ihre Hand. „Sag', was fehlt dir?"

„Mir?" ſtammelte Albertine und fuhr ſich mit der Hand über die Stirn, wie um die Schmerzen, welche ſie marterten, zu verſcheuchen; „mir fehlt nichts."

Eine Frage ſchwebte Jenny auf der Zunge; aber ſie erinnerte ſich plötzlich der Worte ihrer Mutter, daß an jemand, der eine vertrauliche Mittheilung machen will, jede Frage überflüſſig ſei; dagegen aber an jeden andern eine unziemliche Neugierde verrathe. Sie ſchwieg deshalb eine Weile, dann hob ſie wieder an:

„Wenn du Luſt haſt, ſo wollen wir einen Spaziergang machen. Du ſiehſt nicht heiter aus, und bedarfſt ganz gewiß ein wenig Bewegung. Sieh, da kommt Ernſt mit dem Doctor. Ich gehe hinein, um unſere Hüte zu holen, und dann machen wir mit den Herren einen Spaziergang in den Park."

Albertine drückte ihr dankbar die Hand, und Jenny eilte fort, die Hüte zu holen.

„Ich hörte von Mama, Graf Stormhjelm ſei hier; wo iſt er?" fragte Ernſt.

„Er iſt mit meiner Mutter in den Pavillon hinuntergegangen", antwortete Albertine, und heftete ihre Augen auf den Doctor, der bei dieſen Worten ein wenig die Farbe wechſelte.

„Er macht der Tante den Hof, glaube ich", ſagte Ernſt lächelnd.

Wieder wechſelten Albertine und der Doctor einen Blick.

„Da verrechnet er ſich", antwortete Albertine beſtimmt. „Meine Zuneigung gewinnt er niemals."

„Vielleicht aber deine Hand. Bedenke doch den reichen und hochgeborenen Grafen Stormhjelm, der obendrein ein junger, ſchöner und in jeder Beziehung liebenswürdiger Mann iſt! Würdeſt du wirklich den Muth haben,

ihm den Korb zu geben und die Gelegenheit, Gräfin zu werden, unbenutzt vorübergehen zu laſſen?“

„Ohne Zweifel. Wenn ich mich einmal vermähle, dann geſchieht es weder um des Ranges, noch um des Reichthums willen, ſondern es muß aus Neigung geſchehen.“

„Meine ſchöne Couſine, du biſt ja ganz erſtaunlich ſelbſtändig; aber wer weiß, ob du in dem entſcheidenden Augenblick ebenſo ſtark biſt.“

„O, ſei verſichert, ich bin ſtärker als man glaubt“, entgegnete Albertine, und in ihren Augen lag der Ausdruck wahrer Seelenſtärke.

Jenny's Zurückkunft unterbrach das Geſpräch, und einen Augenblick ſpäter promenirte man in den Park hinunter.

Siebentes Kapitel.

Mittlerweile hatte der Graf seinen Antrag, und zwar vollkommen nach allen Forderungen der Convenienz vorgebracht. Wenig oder doch nur höchst nothdürftig ward dabei von der Stimme des Herzens gesprochen. Diese erwähnte er nur mit aller möglichen Mäßigung. Der Graf wüßte recht wohl, daß die Professorin nicht zu den Leuten gehörte, welche auf die Ansprüche des Herzens sonderlich achten. Die stolze Mutter, welche es von der Geburt ihrer Tochter an sich zur Lebensaufgabe gemacht hatte, durch sie in den Kreis des hohen Adels zu gelangen, gab ihm unbedingt ihre Einwilligung, und versprach ihm die Hand ihrer Tochter, als ob sie damit blos einen Kauf oder ein anderes Geschäft abschlösse.

Als der Graf das Versprechen der Mutter hatte, sagte er:

„Wie glücklich Ihre Einwilligung, gnädige Frau, mich auch macht, so hege ich doch die Furcht, diese Einwilligung durch das Fräulein selbst nicht bestätigt zu sehen. Sie hat mir eine so auffallende Kälte bewiesen, daß ich kaum die kühne Hoffnung hegen kann, ihren Beifall für die wärmsten Wünsche meines Herzens zu

gewinnen. Diese Furcht hat mich eben bewogen, mich vor allen Dingen erst an Sie zu wenden, Frau Professorin, die ich als eine so ausgezeichnete Mutter betrachte. Ueberdies bin ich vollkommen überzeugt, daß die Achtung und Ehrerbietung Ihrer Tochter gegen Ihren Willen so groß ist, daß sie in allen Dingen so denken muß wie Sie, gnädige Frau."

„Darin haben Sie vollkommen recht. Meine Tochter muß sich in allem meinem Willen fügen. Sie haben mein Wort, mein Schwiegersohn zu werden, und darauf können Sie sich verlassen."

„Wenn aber Fräulein Albertine ihr Herz schon verschenkt haben sollte, dann wäre dennoch keine Hoffnung mehr für mich übrig."

„Wir leben in keiner Romanwelt, sondern in der Wirklichkeit, und in dieser verschwinden, Gott sei Dank, dergleichen thörichte Vorstellungen von Herz und Gefühl, die sich in der Vergangenheit allerdings einigermaßen geltend machten, immer mehr und mehr. Uebrigens ist meine Tochter so wohlerzogen und hat von dem Gehorsam, den sie mir schuldig ist, einen so hohen Begriff, daß es ihr unmöglich einfallen kann, Einwendungen zu erheben, wenn ich eine passende Wahl für sie getroffen habe. Morgen werde ich mit Albertinen sprechen."

„Und wann darf ich wiederkommen?"

„Morgen Nachmittag."

Achtes Kapitel.

Als die jungen Leute von ihrem Spaziergange zurückkehrten, traf Albertine ihre Mutter im Vorzimmer mit einer Stirn, auf welcher ein höherer Grad von Stolz als gewöhnlich thronte. Hieraus glaubte Albertine schließen zu können, daß sie schon ihre Einwilligung gegeben. Sie fühlte sich von einem Schauer durchrieselt, als sie an den stürmischen Auftritt dachte, welcher nun folgen würde. Sie ermaß mit dem Blick der Seele jene ganze Kette kalter und harter Verfolgungen, womit ihre Mutter sie in das Netz ihres unbeugsamen Willens zu treiben suchen würde, und sie fühlte, daß der Kampf ein entsetzlicher werden müsse. Je schwerer dieser aber ward, desto mehr näherte sie sich Richard, und desto mehr beschleunigte sie ihre Vereinigung mit diesem.

In Albertinens Brust wohnte ein wirklich hoher Sinn. Während sie im voraus den Kampf berechnete, den sie zu bestehen haben würde, sah sie zugleich ein, daß sie dabei allein stehen müsse, und daß es inzwischen ihre Pflicht sei, Minna einen Schutz, einen Platz zu verschaffen, damit sie nicht das Opfer würde, an welchem die Mutter ihren Zorn ausließe.

Nachdem der Graf fortgeritten war und man für den Abend scheiden wollte, näherte Albertine sich ihrer Cousine Jenny und bat sie, zu ihr in ihr Zimmer zu kommen, ehe sie sich zur Ruhe legte.

Jenny versprach dies, obschon diese vertrauliche Einladung von seiten ihrer Cousine sie ein wenig überraschte.

Gleich nachdem Albertine in ihr Zimmer getreten war, fand auch Jenny sich ein; wir wollen aber die Mädchen sich selbst überlassen.

Die Professorin war mit Martha's Beihülfe beschäftigt, ihre Nachttoilette zu machen.

„Wahrscheinlich werden wir in ein paar Wochen von hier abreisen", sagte sie zu ihrer vertrauten Dienerin.

„Das ist sehr gut, gnädige Frau", sagte Martha, indem sie seufzte und die Augen verdrehte.

„Was meint Sie?" fragte die Professorin; denn sie hörte Mamsell Martha an der Stimme an, daß sie etwas auf dem Herzen hatte.

„Ach, es werden hier so wunderliche Sachen gesprochen, und überdies geschehen so absonderliche Dinge, daß es einer alten treuen Dienerin wie ich schwer fällt, zu schweigen und alle diese beklagenswerthen Geschichten hinunterzuschlucken."

„Spreche Sie sich aus, Martha. Sollte man vielleicht wagen, sich mit Geringschätzung über mich zu äußern?" fragte die Professorin, indem sie den Kopf emporwarf.

„O nein, durchaus nicht. Wer so etwas wagen wollte, würde bei mir übel ankommen; aber das Fräulein —"

„Nun, was ist mit ihr?"

„Ich weiß wirklich nicht, ob ich wagen darf, auszusprechen, was ich gehört und was ich selbst bemerkt zu haben glaube."

„Ich ſollte meinen, daß Sie durch Schweigen ſich weit mehr compromittire. Spreche Sie! Ich will es.“

„Nun ſehen Sie, gnädige Frau, man behauptet, daß Fräulein Albertine in Begleitung Mamſell Minna's den ganzen Sommer hindurch ganz zeitig des Morgens Zuſammenkünfte gehabt habe.“

„Mit wem?“ rief die Profeſſorin dunkelroth vor Zorn.

„Mit Doctor Bergſtröm.“

„Sie lügt, Martha“, rief die Profeſſorin und ſetzte ſich im Bett auf.

„Wenn ich lüge, ſo lügt auch der Waldwächter, von welchem ich alles gehört, und übrigens kann ich Ihnen, gnädige Frau, heilig verſichern, daß ich ſelbſt mit meinen eigenen Ohren das Fräulein an dem Tage, wo der Ball war, den Doctor habe Richard nennen hören. Was ſie weiter zu ihm ſagte, konnte ich nicht verſtehen, weil ich auf der Treppe ſtand, und mich zurückziehen mußte, um nicht von ihr geſehen zu werden.“

„Gehe Sie — es iſt genug.“

„Sie zürnen mir doch nicht, gnädige Frau?“

„Nein, aber ich will glauben, daß Sie ſich getäuſcht hat — verſteht Sie?“

„Ja.“

„Meine Tochter wird den Grafen Stormhjelm heirathen.

Martha verneigte ſich und verließ das Zimmer. Als die Profeſſorin allein war, blieb ſie aufrecht im Bett ſitzen, mit einem Ausdruck des Geſichts, welcher einen weniger beherzten Mann beinahe hätte erſchrecken können. Sie fuhr ſich mit der Hand langſam über die bleiche Stirn und murmelte bei ſich ſelbſt:

„Alſo, Mamſell Minna, du begleiteſt meine Tochter auf heimlichen Zuſammenkünften; du biſt die Mitwiſſende eines gemeinen Liebeshandels! Es war alſo nicht genug, daß ich dich wegen der Schande verabſcheute, welche dein Vater meiner Familie zugefügt; ich muß dich auch noch

um deiner ſelbſt willen verabſcheuen, dies ſollſt du mir theuer bezahlen! Die Fürbitte des Barons ſoll dir nun wenig helfen. Was habe ich übrigens mit dem Baron zu thun? Aber Minna, Minna, die ich niemals leiden konnte, die ich nur aus Furcht beherbergt, gekleidet und beköſtigt habe, du ſollſt bald deine gebührende Strafe empfangen!“

Neuntes Kapitel.

Erſt gegen Mitternacht verließ Jenny ihre Couſine Albertine und ſagte beim Abſchiede von ihr mit tiefer Bewegung, während ſie ihr die Hand drückte:

„Verlaß dich auf mich: Minna ſoll eine Heimat hier auf Rönby finden. Ich kenne das Herz meines Vaters, und er hilft, wo er kann.“

„Dank, Jenny, tauſend Dank. Das Herz würde mir geblutet haben, wenn ich hätte denken müſſen, daß Minna, meine Geſpielin, meine Genoſſin in Freude und Schmerz, um meinetwillen in die Welt hinaus unter fremde Menſchen geſtoßen werden ſollte.“

Am folgenden Morgen ſchlich Jenny ſich ganz ſtill die Treppe hinauf und fragte in die Küche hinein:

„Iſt mein Vater ſchon aufgeſtanden?“

„Ja, er iſt in ſeinem Zimmer.“

Jenny öffnete dreiſt das Zimmer ihres Vaters und ging unerſchrocken hinein.

Der Major ſaß einem Tiſch, mit dem Kopf auf die Hand geſtützt und den Blick auf einen ſoeben erbrochenen Brief geheftet.

„Guten Morgen, Papa“, ſagte Jenny und ging auf ihn zu.

„Ah, bist du es, meine Tochter! Guten Morgen, liebes Kind, schon auf? Froh und munter, wie ich sehe.“

Die umwölkte Stirn des Vaters heiterte sich beim Anblick der Tochter auf, und er fuhr ihr mit der Hand liebkosend über das hellblonde seidenweiche Haar.

„Du sahst so bekümmert aus, als ich eintrat“, hob sie wieder an. „Ist etwas Unangenehmes vorgefallen?“

„Ich habe von dem Baron einen seltsamen Brief erhalten, welcher in mir die Erinnerung an eine längst verstorbene Person wieder erweckt hat.“

„An wen den?“

„An eine jüngere Schwester von mir, welche ganz jung starb.“

„Ja, ich habe dich erwähnen hören, daß sie sehr schön gewesen sei.“

„Und sehr gut. Gott weiß, woher sie diese Himmelsgabe hatte; denn Sophie und ich gehören gerade nicht zu den Weichherzigen.“

„Aber du bist doch viel besser als Tante Sophie.“

„Ja, ich glaube bei meiner Ehre, du hast recht. Sophie müßte ganz verwünscht gut zu einem russischen Gutsherrn gepaßt haben, der als Symbol seiner Würde die Knute in der Hand führt.“

„Ich bin ganz derselben Meinung, lieber Papa. Aber noch weiß ich immer nicht, was für gute Dinge Fritz auf Stjernebro geschrieben hat.“

„Lies selbst.“

Jenny las:

„Herr Major. Fragen Sie die Professorin, von welcher Art das endliche Schicksal ihrer jüngern Schwester gewesen ist. Thun Sie jedoch dies nicht in meinem Namen, sondern in Ihrem eigenen. Ich weiß bestimmt, daß die Professorin darüber die nöthige Aufklärung geben kann. Die Ursache, warum ich wünsche, daß Sie diese Frage stellen, werde ich Ihnen später mündlich erklären.

„Wie stets, Ihr ergebener Fritz Silfverkrona.“

„Das gibt mir immer noch keinen sonderlichen Aufschluß lieber Papa. Aber kennst du denn das Schicksal deiner Schwester nicht selbst?“ fragte Jenny.

„Nein“, antwortete der Major. „Es sind jetzt ungefähr neunzehn Jahre her, daß sie starb. Und ich war damals im Ausland. Du weißt, daß ich nach einer gefährlichen Brustkrankheit ein wärmeres Klima besuchen und dort ein Jahr verweilen mußte. Während dieser Zeit starb Charlotte. Als ich wieder heimkehrte, sprach man von einer Liebschaft, welche sie gehabt, ja man behauptete sogar, sie sei vermählt gewesen. Als ich aber deshalb an Sophien schrieb, in deren Hause Charlotte seit Sophiens Vermählung fortwährend gelebt, erhielt ich zur Antwort, es sei an all diesem kein wahres Wort. Charlotte habe zwei Jahre vor ihrem Tode wegen ihrer Gesundheit nach Kopenhagen gehen müssen. Bei ihrer Rückkunft nach Stockholm sei sie sehr schwach gewesen und sechs Monate später gestorben.“

„Nun, dann weißt du ja alles.“

„So scheint es. Ich habe aber von ein paar Freunden, welche damals in Sophiens Haus aus- und eingingen, gehört, daß diese Angaben nicht wahr seien; sondern daß Charlotte heimlich das Haus ihrer Schwester verlassen und sich mit einem Manne, den sie geliebt, und welchen ihre Schwester nicht als Freier anerkennen wollen, weil seine Stellung im Leben nicht ihren Ansprüchen genügte, nach Kopenhagen begeben habe. Du weißt, daß Sophie und ich mehrere Jahre uneinig gewesen sind, und das ist der Grund, weshalb ich weiter keine Nachforschungen in Bezug auf Charlotten angestellt habe. Sie war todt, und was — dachte ich — konnte es da nützen, in einer so betrübenden Angelegenheit weitere Schritte zu thun? Neunzehn Jahre sind seitdem vergangen; da man aber nun die Erinnerung an die Geschiedene wieder in mir erweckt hat, so werde ich der guten Schwester Sophie

ſo zuſetzen, daß ſie ſich gezwungen ſehen ſoll, die Wahrheit zu ſprechen.“

„Das paßt ja vortrefflich“, entgegnete Jenny; „denn auch ich habe in Bezug auf Tante Sophie um etwas zu bitten. Höre mich an, Papa. Das junge Mädchen Minna, welches die Tante mithat, wird von dieſer im ganzen genommen nicht mit wohlwollenden Blicken betrachtet, während dagegen Minna, die auf der ganzen Welt keinen Angehörigen hat, an Albertinen mit einer Hingebung hängt, welche ſie veranlaßt, lieber alle Härten der Tante zu ertragen, als getrennt von Albertinen unter fremde Menſchen zu gehen. Nun hat Albertine mich erſucht, dich zu fragen, ob Minna nicht einen Platz bei uns finden könnte, weil aller Wahrſcheinlichkeit nach die Tante nach der Wiederankunft in Stockholm Minna den Dienſt kündigen wird, und dann das arme Mädchen ganz verlaſſen ſteht, und für ihre Zukunft keinen andern Ausweg hat, als ſich auf einem Commiſſionsbureau ein für ſie paſſendes Unterkommen zu ſuchen. Albertine weinte bitterlich bei dem Gedanken, daß die Freundin ihrer Kindheit und ihre Geſpielin ſo ohne Schutz und Hülfe in die Welt hinausgeſtoßen werden ſollte. Guter, lieber Papa, laß mich Minna hier behalten! Sie ſoll uns nähen helfen, und du weißt, daß Mama wirklich ein wenig Hülfe mehr bedarf als die meinige, beſonders bis Weihnacht, wo deine Jenny und ihre Mama ſoviel zu thun haben. Guter, lieber Papa, ſage nicht Nein! Was Minna's Unterhalt koſtet, wird ſie reichlich verdienen, und ich will kein Taſchengeld mehr haben, ſondern verzichte vollſtändig darauf, dafern ich nur Minna da behalten darf.“

Jenny ſchlang ihren Arm um ihres Vaters Hals und ſah ihm bittend in die Augen, während ſie ihm die Wangen klopfte und ſtreichelte.

„Aber, liebe Jenny, ich kann mich doch nicht ver-

bindlich machen, dieſe Minna auf Lebenszeit hierzubehalten", ſagte ihr Vater halb lächelnd.

„O nein, blos ſo lange, bis Mama und ich ihr ein anderweites anſtändiges Unterkommen verſchafft haben werden, und bis ſie etwas gelernt haben wird, beſonders was man auf dem Lande verlangt. Vielleicht ſind wir auch ſo zufrieden mit ihr, daß wir ſie nicht wieder entbehren können."

„Haſt du ſchon mit Mama geſprochen?"

„Nein, lieber Papa, ich wollte erſt deine Einwilligung haben. Mamas Einwilligung bin ich ſo ſicher, als ob ich ſie ſchon in der Hand hätte."

„Ja, ja, das glaube ich recht gern. Deine Mutter hat dich ſchön verzogen."

„Wie? Glaubſt du das wirklich?" fragte Jenny und ſah ihren Vater lächelnd an. „Wenn dem ſo iſt, ſo biſt du treulich dazu behülflich geweſen. — Nun, Papa, ſagſt du Ja!?"

„Du kleiner Schelm machſt mit mir, was du willſt. Du kannſt dieſe Minna da behalten, aber unter einer Bedingung."

Der Major ſah ſeine Tochter mit ernſtem Blicke an.

„Und dieſe iſt?" fragte Jenny.

„Gib mir die Hand darauf, daß du ohne alle Einwendungen unbedingt darauf eingehſt."

„Hier haſt du meine Hand; obſchon ich die Bedingung nicht kenne, ſo weiß ich doch, daß das, was du, mein guter Papa, thuſt, mir ſtets gut und nützlich iſt."

„Gut geſprochen. Höre nun, was ich ſage. Ich will nichts davon wiſſen, daß dein Taſchengeld eingezogen werde, ſondern ich will dir künftig noch ein halbmal ſo viel geben, damit du ohne Beſchwerde es mit Minna theilen kannſt. Siehſt du, das war meine Bedingung", ſagte der Major lachend.

„Ach, du guter, du edelmüthiger Papa!" rief Jenny

gerührt, während ſie den Vater mit ein paar großen Thränen in ihren Augen anlächelte.

In dieſem Augenblick öffnete ſich die Thür und die Majorin trat ein.

„Mutter“, ſagte der Major, „in dieſem kleinen Mädchen da haſt du ein gefährliches Geſchöpf herangezogen. Sie iſt ein kleiner hinterliſtiger Schelm, und macht mit deinem Manne alles, was ſie will.“

Mit dieſen Worten küßte er Jenny auf die Stirn und reichte der Majorin die Hand, während er mit einem herzlichen Blick auf letztere hinzuſetzte:

„Wie die Mutter, ſo die Tochter.“

Zehntes Kapitel.

Die Professorin hatte genau überlegt, wie sie handeln sollte. Sie war so weit gekommen, daß sie zuletzt Martha's ganze Geschichte von dem Doctor als einen vollkommenen Irrthum betrachtete. Martha hatte die Sache nicht richtig aufgefaßt. Sie, die Professorin rechnete aus, daß es gar nicht Albertine gewesen sei, welche die Zusammenkünfte mit dem Doctor verabredet, sondern Minna.

Nein, es konnte nicht ihre Tochter sein, die sich so weit vergaß, Liebe zu einem Manne von so niedriger Herkunft zu fassen. Sie, Fräulein von Krug, konnte im Vergessen ihrer eigenen Würde nicht so weit gehen; sie wußte zu genau, was für den Sprößling eines adeligen Stammes sich schickte.

Bei der Erziehung, welche die Professorin ihrer Tochter gegeben, war es nicht möglich, daß diese die ihr von ihrer Kindheit an eingeschärften Lehren vergaß. Genug, es mußte eine Unmöglichkeit sein, und auf alle Fälle hielt die Professorin es für das Klügste, die Sache mit ihrer Tochter durchaus nicht zu berühren, sondern Minna

allein die ganze Schuld tragen zu laſſen, möchte ſie nun wirklich ſchuldig ſein oder nicht.

Wenn Albertine ſich wirklich ſo weit vergeſſen, und, wie Martha behauptete, die Profeſſorin aber nicht glauben konnte, in den Sohn eines Gärtners ſich verliebt hatte, ſo wagte ſie doch gewiß nicht, ihrer Mutter ein ſolches Verhältniß zu geſtehen.

Dies vorausgeſetzt, war es eine feine Politik, auf alle Fälle Minna als die Schuldige zu betrachten und dies als einen Vorwand zu benutzen, um ſie aus dem Hauſe zu jagen.

Als die Profeſſorin angekleidet war, ließ ſie Albertinen ſagen, daß ſie nach dem Frühſtück in den Pavillon hinunterkommen ſolle, weil ſie mit ihr zu ſprechen wünſche. Die Profeſſorin wählte mit gutem Vorbedacht den Pavillon, damit ihre Unterredung mit ihrer Tochter durch kein Ohr belauſcht werden könnte.

Als Albertine in den Pavillon trat, ſah ſie ihre Mutter mit ungewöhnlich heiterer Miene auf dem Sofa ſitzen.

„Ich habe dich hierherrufen laſſen", begann die Profeſſorin, „weil ich dir etwas Wichtiges zu ſagen habe, was ich vor allen Horchern ſicher wiſſen möchte. Da oben ſtößt ja ein Zimmer an das andere, ſodaß man ſtets der ungebührlichen Neugier der Nachbarn bloßgeſtellt iſt. Setze dich! Das, was ich dir mitzutheilen habe, iſt von der Art, daß man es nicht gern ſtehenden Fußes verhandelt."

Albertine ſetzte ſich.

„Von deiner Kindheit an", fuhr ihre Mutter fort, „habe ich ſtets gewünſcht, dir einmal einen paſſenden Gatten wählen zu können. Bei der Erziehung, die du bekommen, den Grundſätzen, die du eingeſogen, und dem geſellſchaftlichen Range, welchem du angehörſt, hatte ich allen Grund, auf einen Schwiegerſohn zu rechnen, der in Bezug auf Geburt ſowol als auf Vermögen hoch über der großen Menge ſtünde. — Ich wünſchte meine

einzige Tochter mit einem Manne vermählt zu ſehen, der mir Ehre machte und unſerm Namen Glanz verliehe. Du ſiehſt alſo, daß ich als gute und kluge Mutter an deine Zukunft gedacht habe."

Die Profeſſorin machte eine Pauſe, wie um Albertinen Gelegenheit zu geben, mit einigen Ausdrücken des Dankes für die mütterliche Güte zu antworten; die Tochter verhielt ſich aber ſchweigend. Nur durch eine ſtumme Verneigung des Hauptes gab ſie zu erkennen, daß ſie die feierliche Einleitung zu dem, was ihre Mutter ſagen wollte, gehört habe.

Die Profeſſorin hob wieder an:

„Jetzt habe ich endlich einen Mann gefunden, der infolge ſeiner Jugend, ſeines Aeußern, ſeiner Bildung, und vor allen Dingen infolge ſeines Ranges und ſeines Reichthums ein für mich paſſender Schwiegerſohn und ein Gatte iſt, wie ich ihn dir ſtets gewünſcht habe. Er hat bei mir um deine Hand angehalten, und da ich die Partie mit meinen Wünſchen vollkommen übereinſtimmend fand, ſo gab ich ohne Zögern meine Einwilligung, und verſprach ihm in deinem und meinem Namen deine Hand. — Brauche ich erſt zu ſagen, wer es iſt?"

„Wenn du die Güte haben willſt, Mama."

„Wie? Du erräthſt nicht, wer dein Gatte werden wird?"

Nein, wenigſtens nicht, wen du dazu auserſehen haſt, liebe Mama."

„Es iſt der Graf Stormhjelm. Er wird heute Nachmittag wieder hierherkommen, um dich als ſeine Verlobte zu begrüßen, und um deinen Verwandten in ſeiner Eigenſchaft als dein Bräutigam vorgeſtellt zu werden. Bei unſerer Rückkehr nach der Hauptſtadt ſollt ihr Ringe wechſeln, und die Verlobung wird dann ſofort feierlich bekannt gemacht werden. Nächſtes Frühjahr iſt die Hochzeit. — Dies iſt mein Wille."

„Es ſchmerzt mich, daß ich gezwungen bin, mich

dieſem Willen zu widerſetzen, aber Graf Stormhjelm kann niemals mein Gatte werden."

„Und warum nicht?" fragte die Profeſſorin, indem ſie den Kopf emporwarf und ihre Tochter mit ſcharfem Blick anſah.

„Weil ich ihn nicht liebe", antwortete Albertine ruhig.

„Wo haſt du denn dieſe altväteriſchen Ideen her?" fragte die Profeſſorin. „Sicherlich aus einem der Romane, welche du meinem Verbot zum Trotz zu ſtudiren pflegſt. Ich glaubte aber dich gelehrt zu haben, daß ich nicht zu den Menſchen gehöre, welche ſich blindlings von der Phantaſie leiten laſſen. Uebrigens ſcheinſt du gar nicht gehört zu haben, daß ich ſagte: Der Graf hat mein Wort, denn es iſt mein Wille, daß du ſeine Gattin werdeſt."

„Dies habe ich alles gehört und verſtanden, beſte Mama", antwortete Albertine. „Bei aller Ehrerbietung gegen deinen erklärten Willen aber kann ich mich demſelben gleichwol nicht fügen. Graf Stormhjelm's Frau werde ich niemals."

„Auch nicht, wenn ich dir befehle, es zu werden?" rief die Profeſſorin, indem ſie aufſtand und die Hand auf den Tiſch ſtützend ſtehen blieb.

„Auch dann nicht."

„Aber wenn ich dich nun zwinge?"

„Ich werde mich nicht zwingen laſſen. Ich habe den heiligen Schwur gethan, nur dem Manne anzugehören, den ich liebe, und den Grafen kann ich nicht einmal achten, geſchweige denn lieben."

„Vor wem haſt du denn dieſen Eid geleiſtet? Vor mir wenigſtens nicht", ſagte die Profeſſorin, indem ſie ihrer Tochter einen Schritt näher trat.

„Ich habe ihn vor Gott geleiſtet."

„Genug mit dieſen Declamationen! Höre ſtatt derſelben, was ich dir zu ſagen habe: Du ſollſt den

Grafen heirathen. Dies ist mein unerschütterlicher Wille, mein unabänderlicher Entschluß. Dein ganzer Widerstand dient zu nichts. Wenn ich etwas beschlossen habe, so muß es auch geschehen. Auf eine oder die andere Weise setze ich meinen Willen durch — das weißt du. Mit mir zu streiten, nützt dir nichts; denn du wirst endlich doch gezwungen, dich meinem Willen zu beugen. Du hörst, daß ich mit vollkommener Ruhe, mit aller möglichen Rücksicht spreche; denn ich brauchte blos ein Wort zu sagen, um dich vernichtet vor Scham zu meinen Füßen zu sehen. Ich bin aber mit Schonung zu Werke gegangen. Ich habe als Mutter dich besiegen wollen, und ich erwarte nun auch, daß du als Tochter und aus Dankbarkeit gegen meine Güte dich bereitwillig meinen Wünschen fügest, besonders da diese Wünsche nur dein eigenes Wohl, deine Vermählung mit einem reichen und hochgeborenen Mann, zum Zwecke haben."

„Deine Absicht, mich glücklich zu machen, liebe Mama, werde ich stets mit tiefem Danke erkennen", antwortete Albertine. „Das Glück aber, welches du mir jetzt bietest, ist für mich kein Glück. Ich habe von geerbten Vorzügen eine nur geringe Meinung, und im Reichthum finde ich kein Glück. Ja noch mehr: den Mann, welchen du zu meinem Lebensgefährten ausersehen, verachte und verschmähe ich. Er ist ein Mann ohne Ehre und Herz, denn nur ein Mann ohne Ehre und Herz kann die Hand des Mädchens begehren, welches ihm selbst bestimmt erklärt hat, daß sie ihr Schicksal niemals mit dem seinigen vereinen will, und dies, Mama, dies hab' ich dem Grafen Stormhjelm ganz offen gesagt."

„Albertine, nimm dich in Acht", rief die Professorin, indem sie ihre Tochter hart am Arme faßte. „Du hast also gewagt, den Antrag des Grafen zurückzuweisen?"

„Ja, und so lange meine Lippen ein Wort zu stammeln vermögen, werde ich ihn stets zurückweisen."

„Ha, ungerathenes Kind, du glaubst, daß es dir durch

deine Hartnäckigkeit gelingen werde, mich von meinem Entschluß abzubringen; aber da täuschest du dich grausam! Du hast dich nicht gutwillig in meinen Willen fügen wollen. Wohlan, dann antworte mir, Fräulein von Krug, welch ein erniedrigendes Verhältniß ist das, welches die Veranlassung zu heimlichen Zusammenkünften bei der Hütte des Waldwächters gegeben hat? Ha, die Röthe deiner Wangen zeugt furchtbar gegen dich! Du hast also gewagt, einen Mann zu lieben, über welchen dein eigener Stolz dich lehren sollte zu erröthen, dessen Namen weder von dir noch von mir ohne Selbsterniedrigung genannt werden kann. Du bist tief gesunken, wenn du Liebe gegen einen Unebenbürtigen hegen kannst, den du auf jeden Fall als deiner unwürdig vor der Welt verleugnen mußt."

Bei den ersten Worten dieses Ausfalls ihrer Mutter wurden Albertinens Wangen und Stirn von einer dunkeln Röthe übergossen, bei den letzten Worten aber wurden sie lilienbleich. Mit eiskaltem Blick und dumpfer Stimme entgegnete sie:

„Wer will behaupten, daß Doctor Bergström meiner unwürdig sei? Welches Mädchen brauchte wol zu erröthen, daß sie einen Mann liebt, der so edel gesinnt, so geistreich ist und in jeder Beziehung so hoch über der großen Menge steht wie dieser? Ich wenigstens brauche es nicht."

„Unglückliche!" rief die Professorin und faßte ihre Tochter bei beiden Armen; „was wagst du mir zu sagen, mir, deiner Mutter!"

„Blos die Wahrheit", antwortete Albertine. „Es ist dies allerdings eine Sprache, die ich leider früher nicht gegen meine Mutter zu führen gewagt; von dem heutigen Tage an aber habe ich meine Furcht überwunden, und werde mich künftig keiner andern Sprache bedienen als dieser. Du fragst mich, Mama, welches Verhältniß ich bei der Hütte des Waldwächters angeknüpft.

Keines, denn ſchon vor drei Jahren habe ich dem Doctor mein Herz und meine Hand verſprochen. Unſere Zuſammenkünfte hier hatten ihren Grund nur in dem Bedürfniß gegenſeitiger Mittheilung, welches der Liebe angeboren iſt. Ueber dieſe meine Liebe zu erröthen, kann mir niemals einfallen. Ich bin im Gegentheil ſtolz darauf.“

Die Profeſſorin hatte die Arme ihrer Tochter losgelaſſen und ſtand nun, die eigenen über die Bruſt kreuzend, vor ihr. Sie hatte ihre Tochter ſprechen laſſen, ohne ſie durch einen einzigen Laut des Zorns zu unterbrechen; aber es war, als ob ein jedes Wort Albertinens dieſes ſtrenge Antlitz verſteinerte.

Als Albertine fertig war, hätte man kaum glauben ſollen, daß die Profeſſorin ein lebendes Weſen ſei, dafern nicht die durchdringenden Augen mit ihrem ſcharfen drohenden Ausdruck unverwandt auf der Tochter geruht hätten. So viele Erinnerungen an dieſen ſtrengen und drohenden Ausdruck ihrer Mutter Albertine auch beſaß, ſo konnte ſie ſich gleichwol nicht erinnern, ſie jemals ſo geſehen zu haben, wie ſie jetzt vor ihr ſtand. Die Tochter fühlte, daß dieſe farbloſen und ſchmalen Lippen, wenn ſie ſich öffneten, etwas Furchtbares ausſprechen würden.

Albertine wäre gern niedergeſunken, um die Knie ihrer Mutter zu umſchlingen und um Schonung zu bitten; aber dennoch blieb ſie aufrecht ſtehen, weil ſie einſah, daß Bitten hier ohne alle Wirkung bleiben würden.

Nach einer langen Pauſe, nachdem Albertine aufgehört zu ſprechen, begann die Profeſſorin mit ihrer kalten, unbeweglichen Stimme:

„Ich habe es für meine Schuldigkeit gehalten, dieſes ganze entehrende Geſtändniß ruhig anzuhören, aber ich habe jedes Wort deſſelben meiner Erinnerung eingeprägt, um mich ſtets der Größe deiner Schamloſigkeit gegen deine eigene Mutter erinnern zu können. Höre und

merke du nun deinerſeits meine Worte: Meine Einwilligung zu einer Verbindung mit dem Sohne meines Knechts erhältſt du niemals; zugleich aber bin ich auch ſtark genug, um meine Tochter verſtoßen, verachten, und ſelbſt ihr fluchen zu können, wenn ſie an einer ſolchen niedrigen Neigung feſthalten ſollte. Ich würde es über mich gewinnen, ſie ohne Schonung aus meinem Hauſe zu jagen, der allgemeinen Verachtung preiszugeben und bis zu meinem Tode zu verleugnen. Dein Geſtändniß hat meinen Entſchluß in Bezug auf den Grafen nur noch feſter gemacht, und um dir und mir alle weitern derartigen Auftritte zu erſparen, will ich blos kurz erwähnen, daß deine Hochzeit ſchon in vier Monaten vollzogen werden wird. Wage inzwiſchen nicht, dem Grafen irgendwelche Abneigung zu erkennen zu geben! Wenn ich dies bemerke, ſo klage ich offen den Doctor bei meinem Bruder als einen Mann an, welcher die Gebote der Gaſtfreundſchaft und der Ehre verletzt hat; denn er hat durch eine verbrecheriſche, unerlaubte Liebe deinen Namen und deine Ehre preisgegeben. Nun kennſt du meinen Willen."

Die Profeſſorin ging, nachdem ſie dies geſagt, langſam nach der Thür.

Albertine blieb unbeweglich ſtehen. Als ſie ſich endlich allein ſah, ſank ſie wie vernichtet auf einen Stuhl nieder. Aber kein gewaltſames Schluchzen, keine wilde Klage kam über ihre Lippen. Nur ein paar große Thränen fielen langſam auf ihre gefalteten Hände herab.

Lange ſaß ſie ſo in Verzweiflung verſunken, denn Verzweiflung war der Name des Schmerzes, der in ihrem Innern tobte.

Endlich hob ſie das geſenkte Haupt wieder empor, warf einen Blick im Zimmer umher, und als ihre Augen auf einen kleinen eleganten Schreibtiſch fielen, ſtand ſie auf und näherte ſich demſelben. Sie ſchrieb:

„Richard! — Meine Mutter weiß alles. — Sie hat

mir mit ihrem Fluche gedroht, wenn mein Herz Dir treu bleibt. Sie hat bestimmt, daß meine Hochzeit mit dem Grafen Stormhjelm in vier Monaten stattfinde. Ich hätte niemals geglaubt, daß sie so furchtbar sein könne. Es bleibt mir nun weiter nichts übrig als zu sterben. Aber selbst im Tode bleibe ich Deine treue

Albertine."

Sie brach den Brief zusammen und steckte ihn in die Tasche ihres Kleides, worauf sie, als sie die Mittagsglocke vernahm, mit zermalmtem Herzen und todtbleichen Wangen ihre Schritte nach dem Hauptgebäude lenkte, um sich zum Diner anzukleiden.

Minna betrachtete, indem sie ihr dabei behülflich war, sie mit unruhigen Blicken.

„Minna", sagte endlich Albertine in sanftem, bekümmertem Tone, „es wird fortan zwischen meiner Mutter und mir ein harter Kampf stattfinden. Derselbe gilt Richard. — Sie weiß alles. — Ich werde niemals den Muth haben, diesen Kampf zu bestehen, solange ich bei jedem Auftritt fürchten muß, daß du die Leidende bist. Deshalb müssen wir auf einige Zeit scheiden, meine gute, geliebte Minna! Weine nicht, sieh nicht verzweifelt aus, denn dein Schmerz erhöht nur mein Leiden. Sei stark, Minna, stark um meinetwillen, und glaube mir, unser beider Wohl macht diesen Schritt nothwendig. Anstatt von meiner Mutter gezwungen zu werden, mich zu verlassen, sollst du selbst ihr Lebewohl sagen, denn du kannst hier bei meiner Tante und Jenny bleiben, bis wir einmal, so Gott will, wieder vereinigt werden."

Minna war, das Gesicht mit den Händen bedeckend, auf einen Stuhl niedergesunken. Sie weinte heftig, aber ohne ein Wort der Klage laut werden zu lassen.

Albertine schlang ihren Arm um den Hals der Freundin, und auch ihren Augen entfielen einige Thränen, während sie flüsterte:

„Minna, mein liebes Kind, weine nicht. So unglücklich wie ich kannst du doch niemals werden.“

Minna blickte in Albertinens Gesicht empor, und hier stand nur allzu deutlich der ganze Schmerz zu lesen, der in der Brust des jungen Mädchens wohnte. Minna ergriff ihre Hände und bedeckte sie mit Küssen, während sie schluchzend stammelte:

„Du Gute! Ich darf deinen Schmerz nicht vermehren. Ach, Albertine, mach' mit mir, was du willst; mein Leben gehört dir, und ich werde ohne Klage, ohne einen Seufzer mich deinem Willen fügen.“

Die beiden jungen Mädchen sanken einander in die Arme.

Elftes Kapitel.

Bei der Mittagstafel, wo der Doctor seinen Platz gewöhnlich neben Albertinen hatte, gelang es dieser, ihm das kleine Billet in die Hand zu spielen, ohne daß ihre Mutter es bemerkte. Nachdem man vom Tische aufgestanden war, faßte Jenny ihre Cousine am Arm und promenirte mir ihr hinaus in den Garten.

Der Doctor und die Majorin waren in einem eifrigen Gespräch begriffen, und der Major hatte im Nebenzimmer auf dem Sofa neben seiner Schwester Platz genommen.

„Du bist nun über zwei Monate hier, liebe Sophie", hob der Major an, „und gleichwol kann ich kaum sagen, daß wir auch nur vier Worte zusammen gesprochen hätten. Dennoch sollten wir als Geschwister, die einige zwanzig Jahre nicht zusammengekommen sind, einander viel zu sagen haben."

„So sollte es allerdings sein, lieber Gustav", antwortete die Professorin; „die Schuld aber, daß wir nicht zusammengekommen sind, liegt nicht an mir. Ich habe zu dem Bruch zwischen uns keinen Anlaß gegeben."

„Nun zum Teufel, wer denn sonst als du mit deinem

dummen Hochmuth und deinen Tollhausideen? Glaubst du, daß es irgendeinen vernünftigen Menschen gibt, welcher dergleichen Grillen Beachtung schenkt? Gewiß keinen einzigen. Du bist, liebe Schwester, um ein ganzes Jahrhundert hinter deiner Zeit zurück. Doch lassen wir dies. Ueberdies hattest du auch unrecht, weil du dich in die Wahl mischtest, die ich in Bezug auf meine Verheirathung getroffen. Dies habe ich aber alles verziehen, und es lohnt daher nicht der Mühe, davon zu sprechen. Ich bin ein beneidenswerth glücklicher Ehemann, habe Kinder, die mir Freude machen, und eine Frau, auf die ich stolz sein kann. Es sollte mich sehr freuen, wenn Schwager Krug von dir dasselbe sagen könnte; was ich soeben von meiner Frau gesagt habe, daran aber zweifle ich sehr."

„Hast du die Absicht, mich zu beleidigen?" fragte die Professorin, sich emporrichtend.

„Durchaus nicht; aber du kannst schon einmal von deinem einzigen Bruder die Wahrheit hören, und es lohnt nicht der Mühe, daß du dich mir gegenüber so stolz geberdest, denn auf mich machen dergleichen Gesten keinen Eindruck. Ebenso wenig lohnt es der Mühe, daß wir uns jetzt erzürnen, sondern es ist wol am besten, wenn wir in aller Freundschaft scheiden, besonders da ich jeder Unterredung mit dir ausgewichen bin, um nicht auf irgendeine Weise mit dir in Zwist zu gerathen."

„Du bist wirklich zu artig", antwortete die Professorin ironisch.

„Ach ja, das glaube ich selbst, — wenigstens artiger als du das Recht hättest zu erwarten. Doch noch einmal sage ich: wir wollen dieses Thema ruhen lassen. Was ich eigentlich wünsche, ist, von dir etwas Näheres über Charlottens Schicksal und Tod zu hören. Du mußt mich entschuldigen, aber deine Antwort auf meine Fragen vor neunzehn Jahren waren alle ziemlich oberflächlich und durchaus nicht zufriedenstellend. Ich will jetzt wissen, mit wem Charlotte nach Kopenhagen reiste, ebenso wie

aus welchen Gründen du ihrer Verheirathung mit dieſem Manne hinderlich warſt.“

Die Augen des Majors ruheten auf ſeiner Schweſter mit durchdringendem Ausdruck. Er bemerkte ein heftiges Zucken ihrer Augenbrauen, ein ſchnelles Zuſammenkneifen der Lippen, und einen leichten Wechſel der Farbe — alles Abſpiegelungen einer Gemüthsbewegung, welche die Profeſſorin trotz aller Anſtrengung nicht ganz bemeiſtern konnte.

„Dieſe Geſchichten ſind mir gänzlich fremd“, antwortete ſie. „Ich weiß weiter nichts als daß Charlotte von unſerm Hausarzt den Rath erhielt, mehrere berühmte Aerzte in Kopenhagen zu Rathe zu ziehen. Sie reiſte ab, blieb ein Jahr weg, kehrte in weit ſchlimmerm Zuſtande zurück, und ſtarb nach ſechs Monaten an völliger Entkräftung.“

„In deinem Hauſe?“

„Nein, es ſtand gerade damals Albertinens Geburt bevor, und ich ſelbſt war ſo ſchwach, daß Charlotte unmöglich in meinem Hauſe ſo hätte gepflegt werden können, wie es geſchehen mußte. Deshalb ward ſie der Obhut einer meiner Bekannten anvertraut.“

„Und wer war dieſe?“

„O, die lebt jetzt nicht mehr.“

„Aber ich möchte den Namen dieſer Freundin wiſſen.“

Der Major ſagte dies mit erhobener Stimme, und an den geſchwollenen Adern der Stirn konnte man ſehen, daß ſein Zorn im Begriff ſtand, loszubrechen.

„Was ſoll dieſes Verhör bedeuten?“ rief die Profeſſorin heftig. „Unſere Schweſter iſt ſeit neunzehn Jahren todt, und dies iſt wol alles, was du zu wiſſen brauchſt. Was das Uebrige betrifft, ſo bin ich nicht geſonnen, mich weitern inquiſitoriſchen Fragen zu unterwerfen.“

„Alſo du willſt mir nicht die Aufklärung geben, die ich zu erhalten wünſche? Nun gut, dann werde ich mir ſie, ſo wahr ich lebe, ſelbſt verſchaffen. Morgen reiſe

ich nach Stockholm und werde dort die genauesten Nachforschungen anstellen. Du scheinst mich für einen zweiten von Krug anzusehen, aber du solltest bedenken, daß ich aus demselben Blute stamme wie du, wenn auch das meinige ein wenig besser und gesünder ist als das deinige. Wenn ich etwas will, so will ich es mit vollem Ernst, und jetzt will ich Auskunft über Charlottens letzte Lebensschicksale haben, und werde sie auch haben, selbst wenn ich mehrere Jahre meines Lebens darauf verwenden müßte."

Bei diesen letzten Worten erhob sich der Major.

„Höre, Gustav", entgegnete die Professorin, „willst du Skandal erregen? Willst du mich durch diese Nachforschungen bloßstellen, oder was ist sonst deine Absicht?"

„Ich will die Wahrheit wissen. Kann ich dieselbe nicht ohne Skandal erfahren, nun so mag dessen geschehen! Aber ich schwöre dir bei meiner Ehre, daß ich früher oder später in dieser verwickelten Geschichte klar sehen will."

„Aber dadurch wirst du mich in ein zweideutiges Licht stellen."

„Das kann ich weiter nicht ändern. Du hast gehört, was ich gesagt habe."

Der Major verließ das Zimmer und die Professorin blieb mit umwölkter Stirn und zusammengekniffenen Lippen sitzen.

Der Eintritt des Grafen Stormhjelm erweckte sie aus ihrem Hinbrüten, als sie aber hinter ihm auch den Baron eintreten sah, wechselte sie ein wenig die Farbe. Der Baron sagte, nachdem er gegrüßt:

„Also, meine Gnädige, Sie sind unbeweglich?"

„Ich glaube, in dem Brief, den ich Ihnen gesendet, meine Gedanken deutlich genug ausgesprochen zu haben, und hoffte, daß von weitern Verhandlungen über diese Frage nicht die Rede sein könnte."

Der Baron verneigte sich schweigend und zog sich zurück. Er ging um den Major aufzusuchen, und hatte mit diesem eine lange Unterredung unter vier Augen.

Der Graf und die Professorin sahen sich auf einige Augenblicke allein.

„Welche Hoffnungen geben Sie mir, gnädige Frau?“ hob der Graf an.

„Sie haben mein Wort, und ein gegebenes Versprechen breche ich niemals.“

„Aber Fräulein Albertine?“

„Wird gehorchen. Bei unserer Ankunft in der Hauptstadt wird die Verlobung bekannt gemacht werden. Sind Sie damit einverstanden, mein künftiger Herr Schwiegersohn? In acht Tagen reisen wir von hier ab.“

Der Graf küßte die hagere weiße Hand der Professorin und lispelte einige Worte über seine Dankbarkeit. Hierauf ging er um Albertinen aufzusuchen.

Die jungen Leute waren auf dem Hofe unter der Linde versammelt. Bei Annäherung des Grafen erhob sich Arvid rasch von seinem Platze und verließ ohne weiteres die Gesellschaft.

Später am Abend, als man eine kleine Promenade machen wollte, bot der Graf Albertinen den Arm. Er ließ hierauf die übrigen mit Fleiß einen bedeutenden Vorsprung gewinnen, sodaß die Worte, welche er und Albertine wechselten, keinen unerwünschten Ohrenzeugen finden konnten.

„Ihre Mutter, Fräulein Albertine“, hob er dann an, „hat die Güte gehabt, mir mitzutheilen, daß Sie Ihre Einwilligung zu unserer Verbindung gegeben haben.“

Der Blick des Grafen ruhte auf Albertinen mit dem ganzen Ausdruck von Zärtlichkeit, den er darein zu legen vermochte.

„Sie irren sich, Graf Stormhjelm“, entgegnete Albertine. „So etwas hat meine Mutter Ihnen nicht sagen können. Ich habe Ihren Antrag meiner Mutter gegenüber in ebenso bestimmten Ausdrücken zurückgewiesen, wie ich es gestern Ihnen selbst gegenüber that. Ganz gewiß haben Sie meine Mutter nicht richtig verstanden.“

„O ja, mein Fräulein; sie sagte: Sie haben mein Wort, und dieses breche ich niemals. Ferner sagte sie in Bezug auf Sie: Sie gehorcht mir.“

„Wir wollen einen Augenblick annehmen, daß sie recht gehabt hätte, als sie sagte, daß ich gehorche. Würden Sie wirklich ein Mädchen zur Frau nehmen wollen, die Ihnen nur aus Gehorsam ihre Hand reichte?“

„Ja, im Falle ich sie, wie im vorliegenden, nicht auf andere Weise bekommen könnte.“

„Sie würden also eine Braut zum Altare schleppen wollen, die Sie nicht liebte, die Sie vielleicht verabscheute, die blos durch den Machtspruch ihrer Mutter gezwungen würde, Ihre Gattin zu werden?“

„Ja, mein Fräulein; wenn ich liebe, so habe ich blos ein Streben, ein Ziel, welches ich zu erreichen suche, und dieses Ziel ist, in den Besitz der Person zu gelangen, welche ich liebe. Setzt sie meiner Liebe Abscheu entgegen, so steigert sie diese Liebe zum Wahnsinn. Das, was ursprünglich eine zärtliche und glühende Verlockung für Herz und Einbildungskraft war, wird durch Widerstand eine wilde, stürmende Begier, welche, möge es kosten, was es wolle, befriedigt werden muß. Es wird eine Ehrensache, denn meine durch die Bevorzugung eines andern verletzte Eigenliebe ist gezwungen, sich zu rächen, und trotz Drohung, Abscheu und Verachtung Herr über das Weib zu werden zu suchen, welches mich einmal verschmäht. Mein Sieg besteht darin, sie trotz alles Widerstandes zu besitzen, und wenn sie einmal mein ist, so wird sie bald mich lieben lernen. Es liegt in der Natur des Weibes eine stille Neigung, alle Handlungen zu verzeihen, welche aus dem Streben, sie zu gewinnen, begangen werden, und selbst der Haß verwandelt sich in Liebe, wenn sie sich gezwungen sieht, die Charakterstärke des Mannes zu bewundern, der kein Mittel scheuet, um sein Glück zu erringen.“

„Sie täuschen sich!“ rief Albertine. „Die Frauen, deren Haß sich in Liebe verwandelt, haben aus Laune

gehaßt, und werden auch aus Laune lieben; die aber, welche, wie ich, vollen Grund haben, Sie zu verachten, werden niemals Sie lieben. Welches häusliche Glück können Sie an der Seite einer Gattin hoffen, deren Herz Ihnen niemals die kannibalische Grausamkeit verzeihen wird, womit Sie sie vor Gott und Menschen gezwungen haben, einen Meineid zu begehen? Glauben Sie, daß sie jemals bei Ihnen ihr Glück, ihre Zufriedenheit suchen wird? Nein, sie wird auch als Frau Sie fliehen. Sie hat einen falschen Eid geschworen, und es wird ihr daher unmöglich, mit Achtung an ihre Pflicht zu denken. Dem Manne, der sich ihre Hand erzwungen, gegenüber glaubt sie sich in ihrem Gewissen nicht gebunden, sondern wird eine schlechte, pflichtvergessene Gattin, worüber man ihr auch in der That keine gerechten Vorwürfe machen kann. Welches Recht haben Sie auf ihre Treue, ihre Liebe, wenn Sie sie gezwungen haben, Ihre Gattin zu werden? Ich fühle, daß ich, wenn ich schwach genug wäre, mich von einer herrschsüchtigen Mutter zu einer Verbindung mit Ihnen bewegen zu lassen, dann mit haßerfülltem Herzen meine Pflichten mit Füßen treten und mich dadurch rächen würde, daß ich Ihren stolzen Namen in den Schmuz zöge. Ich fühle, daß ich, wenn ich an einen Mann gefesselt würde, den ich verachtete, in demselben Augenblick mich in eine Furie verwandeln würde, die kein Bedenken trüge, sich selbst verächtlich zu machen, um dadurch Schande über den Mann zu bringen, den ich haßte und verabscheute."

Albertine sprach mit einem Ausdruck und einem Feuer, welches jedem Wort, das sie sagte, ein furchtbares Gepräge von Wahrheit gab.

„Nicht einmal dieses entsetzliche Gemälde kann mich bewegen, Ihrer Hand zu entsagen", antwortete der Graf. „Nur gegen einen schwachen und feigen Mann, mein Fräulein, wagt eine Frau in der Gestalt aufzutreten, die Sie soeben schilderten. Ich bin weder schwach noch feig. Ich bin ein Mann, der schwer zu besiegen, ein Gatte, der

unmöglich zu ändern ist; denn ich werde Sie, wenn nicht durch Liebe, wenigstens durch die Furcht beherrschen. Und sollte auch mein Leben an Ihrer Seite eine Hölle auf Erden werden, so ist das Los dennoch geworfen. Sie müssen mein werden."

„Das wird niemals der Fall sein. Niemals wird man mich zwingen, Ihnen meine Hand zu reichen."

„Dann beabsichtigen Sie also, dem Willen Ihrer Mutter zu trotzen?"

„Ja, ich beabsichtige mich dagegen zu setzen."

„Vielleicht durch einen offenen Skandal, den sie niemals verzeihen wird?"

„Nein, Herr Graf; aber ich werde mein Recht zu vertheidigen wissen."

„Sagen Sie lieber: das Recht des Doctors. Hüten Sie sich, Albertine! In meiner Hand ruht Ihre Ehre. Ein Wort von mir, und Sie sind ausgestoßen aus dem Gesellschaftskreis, in welchem Sie leben, gebrandmarkt vor der Welt als ein Mädchen, welches durch eine verbrecherische Liebesintrigue Ihren guten Namen und Ruf befleckt hat, und endlich werden Sie, von der allgemeinen Verachtung in den Staub niedergebeugt, ein Abscheu sogar für den Mann, welcher gezwungen ist, auch Ihre Schande zu theilen. Unter solchen Umständen, mein Fräulein, glaube ich, daß der Name des Grafen Stormhjelm keineswegs zu verachten ist."

Albertine gab keine Antwort. Sie sah ein, daß der Schein gegen sie war. Sie sah ein, daß sie jetzt noch zu verlassen dastand, um sowol ihrer Mutter als auch dem Grafen die Spitze zu bieten.

Letzterer fuhr fort:

„Sie können mich nicht beschuldigen, daß ich meine Waffen gebraucht, und noch weniger, daß ich dieselben gemisbraucht, denn dann hätte ich ganz einfach zu Ihrer Mutter gesagt: «Gnädige Frau, Ihre Tochter hat Ihren guten Ruf bloßgestellt; aber dessen ungeachtet biete ich ihr

meine Hand und mein Herz. Ich liebe sie so sehr, daß ich weiter nicht darauf achten will, wenn sie das, was die Welt und Sie das Recht haben, von ihr zu fordern, einmal vergessen hat.» Aber von all diesem sagte ich nichts, und habe daher Ihr Geheimniß nicht verrathen. Ich berühre diesen Umstand blos, um Ihnen zu zeigen, welche Mittel ich hätte anwenden können, wenn ich unedel und egoistisch wäre."

Albertine warf stolz den Kopf zurück und sagte:

„Ich begehre Ihre Nachsicht nicht, denn ich habe niemals etwas begangen, worüber ich zu erröthen brauchte. Der Beweis davon ist, daß ich meiner Mutter offen gestanden, dem Doctor Bergström meine Hand und mein Herz versprochen zu haben."

„Und war sie damit einverstanden, daß Sie einen Stormhjelm einem Bergström opferten? Albertine! All Ihr Widerstand ist vergebens, denn bei dem Gott, der uns sieht, schwöre ich, daß Sie niemals einem andern gehören sollen als mir."

„Die Zukunft wird lehren, daß Sie jetzt falsch geschworen haben."

„Nun, worüber habt ihr denn solange miteinander zu verhandeln?" rief der Major, indem er sich nach dem Grafen und Albertinen herumdrehte.

Diese sahen sich dadurch genöthigt, ihre Schritte zu beschleunigen.

Zwölftes Kapitel.

Am nächstfolgenden Morgen, gerade als die Professorin mit Kaffeetrinken fertig war, trat jemand in das äußere Zimmer und schien, nach dem Tritt zu urtheilen, stracks durch dasselbe hindurch auf das innere zuzugehen.

Ein wenig verwundert blickte die Professorin nach der Thür, und in demselben Augenblick trat der Major ein.

„Was führt dich zu mir, lieber Gustav?“ fragte sie.

„Der Wunsch, das Gespräch fortzusetzen, welches wir gestern abbrachen“, antwortete der Major. „Also sag', Sophie, mit wem war Charlotte vermählt?“

„Wiederum die alte Geschichte! Ich glaubte sie schon gestern erledigt zu haben.“

„Charlotte war also nicht vermählt?“

„Ich wüßte nicht, daß ich jemals einen Schwager gehabt hätte.“

„Auch nicht den Musiklehrer Ekeberg?“ rief der Major.

„Nein! — Herrn Ekeberg habe ich niemals als meinen Schwager anerkannt, und werde ihn niemals als solchen anerkennen.“

„Gleichwol war er mit Charlotte Qvickfelt vermählt.

Hier ist der Beweis", fuhr der Major fort, indem er ein Papier auf den Tisch warf. „Nun aber steht fernerweit zu erfahren, wo Charlottens Tochter zu finden ist, die am 12. Mai 18.. geboren ward, und deren Mutter kurz nach der Geburt des Kindes starb, nachdem sie die Neugeborene deiner Obhut anvertraut."

„Das weiß ich nicht. Charlotte hatte auf unverantwortliche Weise Schande über mich gebracht, und ich hörte auf, mich als ihre Schwester zu betrachten."

„Ich aber habe nie aufgehört, mich als ihren Bruder zu betrachten, und deshalb frage ich dich: Was hast du mit dem Kinde gemacht, welches sie dir hinterließ?"

Die Professorin schwieg.

„Willst du, daß ich's sage?" fragte der Major.

„Ich habe nichts dagegen, wenn du es weißt."

„Du hast dieses Kind zur Magd deiner Tochter erzogen; du hast sie für die Tochter einer Amme ausgegeben."

„Aber, wenn dem so ist, wo ist dann das arme Kind?"

„Hier in meinem Hause ist es — es heißt Minna!"

„Beweise, wenn du kannst, daß dieses Dienstmädchen meine Nichte ist."

„Ja, das kann ich beweisen."

Mit diesen Worten legte der Major zwei Briefe vor.

Der eine war an Charlottens Schwägerin gerichtet, und die Professorin erklärte darin, daß sie das Kind zu sich nehmen und für dasselbe sorgen wollte, aber nur unter der Bedingung, daß die Verwandtschaft, in welcher sie, Ekeberg's Schwester, zu der Verstorbenen gestanden, ein vor der ganzen Welt verborgenes Geheimniß bleibe.

Der zweite Brief lautete an Albertinens Amme und enthielt die Zusage einer Auszahlung von funfzig Reichsthalern jährlich, wenn sie das Kind, welches die Professorin ihrer Pflege anvertraute, für das ihrige ausgeben wollte. Im Fall sie jedoch gegen irgendjemand äußerte, daß das

Kind nicht das ihrige sei, sollte dieses Jahrgeld sofort aufhören.

Außer diesen beiden Briefen brachte der Major auch noch einen dritten zum Vorschein, der ebenfalls an Ekeberg's Schwester gerichtet war, und, wie es schien, eine kurze Antwort auf eine wegen des Kindes gestellte Anfrage enthielt.

Dieser Brief bestand blos aus folgenden Worten:

„Sie können vollkommen ruhig sein. Das Kind meiner Schwester lebt in meinem Hause und wird mit meiner Tochter erzogen; mit Bezugnahme auf Ihr Versprechen aber verbitte ich mir in Zukunft alle weitern Nachfragen. Sophie von Krug."

Beim Anblick dieses letzten Briefes war die Professorin bleich geworden; ohne jedoch etwas von ihrer sichern Haltung zu verlieren, sagte sie:

„Wie mir scheint, habe ich in jeder Beziehung meine Pflichten erfüllt, da ich auf diese Weise für das Kind gesorgt habe."

„Höre einmal, Frau Schwester", hob der Major wieder an, „bist du deiner Nichte eine Mutter gewesen? Hast du ihr dieselbe Erziehung gegeben, wie deiner eigenen Tochter?"

„Nein; dazu war sie durch ihre Geburt nicht berechtigt."

„Nicht? Aus welchem Grunde denn?" fragte der Major und sah seine Schwester mit Augen an, die ebenso durchdringend waren wie die ihrigen. „Ist sie denn ein uneheliches Kind, oder was zum Teufel meinst du sonst?"

„Ihr Vater", antwortete die Professorin, „war von so schlichter Herkunft, daß wir sie nicht wohl als unsere Verwandte anerkennen konnten. Ich wäre dann gezwungen gewesen, mich auch als Verwandte der Frau eines Tischlergesellen, wie Ekeberg's Schwester war, zu betrachten?"

„Nun und? War Ekeberg denn ein ehrlicher Mann oder nicht?"

„Von diesem Menschen weiß ich weiter nichts, als daß er meinen Sohn in der Musik unterrichtete. Jetzt aber wünsche ich zu wissen, woher du diese Papiere hast, denn Ekeberg's Schwester ist todt, und ebenso auch Albertinens Amme."

„Ich habe sie von dem Baron Silfverkrona. Weißt du was, Sophie? Ich wünsche von Herzen, daß unser Herrgott deinen Hochmuth einmal recht ernstlich dämpfen und strafen möchte, wie er es verdient. Wenigstens will ich dir nicht ersparen, was ich dazu beitragen kann, denn ich beabsichtige, laut vor der ganzen Welt zu erklären, daß die Kammerjungfer Minna meine Nichte ist, und alle Verwandten ihres Vaters als die meinigen anzuerkennen."

Mit diesen Worten wollte der Major das Zimmer verlassen.

„Gustav", sagte die Professorin, „ich hoffe, daß du nicht die Pläne, welche ich für die Zukunft entworfen, durch eine Handlungsweise compromittiren wirst, welche die soeben zwischen meiner Tochter und dem Grafen Stormhjelm zum Abschluß gekommene Partie gänzlich wieder in Frage stellen könnte. Was würde der Graf zu einem solchen Verwandtschaftsverhältniß sagen! Genug, lieber Gustav, du wirst die Gastfreundschaft nicht so weit misbrauchen, daß du mich erst beleidigst und dann auch noch das künftige Glück meiner Tochter zerstörst."

„Ich thue, was ich soll und muß, unbekümmert um deine gräflichen Günstlinge", antwortete der Major. „Deshalb soll Minna augenblicklich als die rechtmäßige Tochter meiner Schwester anerkannt werden. Ich könnte den Verstand verlieren, wenn ich an Deine Handlungsweise gegen dieses Mädchen denke, und wenn alle Grafen der Welt und das ganze übrige Adelsvolk hier beisammen wäre, so soll geschehen, was ich gesagt habe; ich bin dem armen gekränkten Kinde diese Genugthuung schuldig."

„In einigen Tagen werde ich abreiſen, Guſtav. Warte wenigſtens bis dahin.“

„Nein, nicht eine Minute warte ich.“

Der Major ging hinaus und ſchlug heftig die Thür zu. Vor derſelben begegnete er Martha, welche einen Brief in der Hand hielt. Sie ging zur Profeſſorin hinein und übergab dieſer den Brief. Derſelbe war von dem Grafen und lautete folgendermaßen:

„Meine gnädige Frau Profeſſorin!

„Meine geſtrige Unterredung mit Fräulein Albertinen hat mir ſo geringe Hoffnung gegeben, daß ich nicht weiß, wie ich meine Stellung betrachten ſoll. Ich fühle, daß ich bereit wäre, mich eher allem zu unterwerfen als auf das Glück zu verzichten, welches ich mir an Albertinens Seite geträumt. Verzeihen Sie mir daher, wenn ich die Befürchtung ausſpreche, daß ein längerer Aufenthalt auf Rönby die Schwierigkeiten, welche ſich jetzt meinen Wünſchen entgegenſtellen, nur verdoppeln wird. Fräulein Albertine hat hier nämlich täglich Gelegenheit, dieſe ſeltſame Grille zu nähren, welche ſie gegen eine Verbindung mit mir ſo abgeneigt macht. Ihre Abreiſe von hier würde dem Menſchen, der ſo dreiſt iſt, ſeine Augen zu Albertinen zu erheben, alle Hoffnung rauben. Fräulein Albertine hat von ihren Aeltern ein Vermögen zu erwarten, welches bedeutend genug iſt, um in den Augen eines armen Arztes einen wirklichen Reichthum auszumachen. Ueberdies iſt es für den Sohn des Gärtners Bergſtröm ſtets eine Ehre, mit einer jungen Dame von Stande einen Roman zu ſpielen, und ich geſtehe, daß es mir angenehm geweſen wäre, wenn Fräulein Albertine mir wenigſtens einen Nebenbuhler aus etwas edlerm Geblüt gegeben hätte. Wenn Sie, gnädige Frau, mich mit einigen Worten von Ihrer Abreiſe in Kenntniß ſetzen wollen, ſo will ich mich bereit halten, Sie nach der Hauptſtadt zu begleiten.

„Mit der größten Hochachtung

Erik Stormhjelm.“

„Alſo meine Tochter trotzt mir. — Wohlan, wir werden ja ſehen, wer hier herrſchen ſoll", murmelte die Profeſſorin, indem ſie den Brief langſam wieder zuſammenbrach. Dann rief ſie Martha.

„Geh hinunter, ſuche den Doctor auf und bitte ihn, zu mir heraufzukommen", ſagte ſie. „Vermeide dabei alles unnöthige Aufſehen."

Einige Minuten ſpäter knarrten Tritte auf der Treppe, und Martha öffnete dem Doctor die Thür.

Mitten auf dem Sofa in dem innern Zimmer ſaß die Frau Profeſſorin mit der Miene eines Richters, der im Begriff ſteht, einen Verbrecher zu verhören und zu verurtheilen.

Der Doctor machte ihr eine höfliche, aber keineswegs kriechende Verbeugung. Es lag etwas wahrhaft Würdiges in ſeiner ganzen Haltung, was unwillkürlich ſelbſt auf die Profeſſorin Eindruck machte, wie wenig gefühlvoll ſie auch von Natur war.

„Sie haben mich rufen laſſen, gnädige Frau", ſagte er. „Kann ich Ihnen vielleicht als Arzt dienen?"

„Nein, mein Herr, ich brauche Ihren Beiſtand nicht", antwortete die Profeſſorin, „ſondern habe Sie blos deshalb rufen laſſen, damit ich Ihnen als Arzt dienen könne."

„Da ich vollkommen geſund bin, ſo glaube ich keines ärztlichen Rathes zu bedürfen; wenn aber eine Dame von ſo hoher Einſicht wie die Ihrige ſich erbietet, als Arzt zu fungiren, ſo unterziehe ich mich ehrerbietigſt dem mir angeſonnenen Krankſein."

Der Arzt zog einen Seſſel herbei und ſetzte ſich, obſchon die Profeſſorin ihn weder mit Worten noch mit Geberden aufgefordert hatte, Platz zu nehmen. Sie fühlte ſich durch das gleichzeitig höfliche und ungenirte Weſen des Doctors gereizt und doch beherrſcht.

„Nicht wegen eines körperlichen Uebels will ich Ihr Arzt ſein, ſondern wegen eines geiſtigen", hob ſie wieder

an, „und dieſes Uebel, mein Herr, nennt man Verblendung oder thörichte Illuſion.“

Sie ſagte dieſe Worte mit ſcharfer, durchdringender Stimme.

„Ich verſichere Ihnen, gnädige Frau, daß ich mit den beiden fraglichen Gebrechen nicht behaftet bin. Ich laſſe mich niemals verblenden, und habe nicht einmal als Jüngling eine ſchwindelnde oder thörichte Illuſion genährt.“

„Genug, mein Herr! Ich brauche nicht zu wiſſen, welche Fehler oder Vorzüge Sie beſitzen; alles dies iſt mir vollkommen gleichgültig. Alles, was ich weiß, iſt, daß Sie gewagt haben, Ihre Augen zu meiner Tochter zu erheben, daß es Ihnen gelungen iſt, ſich in ihr Herz einzuſchleichen und ihre Begriffe zu verwirren, und dies, mein Herr, iſt etwas, was ich nicht zu dulden gedenke. Mit welchem Recht haben Sie die Zuneigung meiner Tochter zu gewinnen geſucht?“

„Mit dem Recht, welches jeder ehrliche Mann beſitzt, ſeine Blicke zu einem jungen, liebenswürdigen Mädchen zu erheben, ſobald er ſich in der unabhängigen Stellung befindet, daß er ihr ohne pecuniäre Hinderniſſe ſeine Hand bieten kann.“

„Ja, wenn er in dieſer Stellung iſt; Sie aber, Herr Bergſtröm, werden doch nicht behaupten wollen, Ihre Stellung ſei von der Art, daß Sie meiner Tochter Ihre Hand bieten könnten.“

„Das behaupte ich allerdings, Frau Profeſſorin“, ſagte der Doctor höflich, „denn ich habe erſt geſtern mit der Poſt meine Ernennung zum Regimentsarzt bei der Garde erhalten, und betrachte dies als eine gute Ausſicht, binnen kurzer Zeit als unabhängig auftreten zu können.“

„Mein Herr, Sie ſind in der That mehr als unverſchämt. Sie, ein Gärtnersſohn, ſind, wenn Sie auch tauſendmal Regimentsarzt wären, durchaus nicht berechtigt, ſich um die Hand eines Fräuleins von Krug zu bewerben.

Ich weiß wirklich nicht, ob ich mich über solche Zudringlichkeit ärgern, oder ob ich darüber lachen soll. Ich habe aber an diese ganze lächerliche Anmaßung schon zu viel Worte verschwendet. Sie haben durch Ihre Liebe und durch die damit zusammenhängenden heimlichen Zusammenkünfte einen Schatten auf die Ehre meiner Tochter geworfen. Dies ist eine elende, eine gemeine Handlungsweise. Ich verbiete Ihnen daher für die Zukunft, ein heimliches Verhältniß zu meiner Tochter zu unterhalten, wo nicht, so —"

„Haben Sie die Güte, diese Drohung unausgesprochen zu lassen, gnädige Frau", unterbrach sie der Doctor mit edler Würde. „Drohungen sind nur Kindern, aber nicht Männern gegenüber am Platze. Was mich für meine Person betrifft, so sind dieselben völlig überflüssig, da alle heimliche Berührung zwischen Fräulein Albertine und mir schon seit zwei Wochen aufgehört hat und nicht wieder angeknüpft werden wird. Ich werde mich ihr nicht eher wieder nähern, als bis ich das Recht besitze, es zu thun. Das mit Recht Tadelnswerthe, was darin liegt, daß ich durch meine Liebe in gewissem Grade einen Schatten auf Fräulein Albertinens edle Persönlichkeit geworfen, habe ich längst eingesehen und soviel als möglich abzustellen gesucht. Das Bewußtsein dieses Fehlers ist die einzige Veranlassung zu der Strafe, welche ich mir auferlegt, nämlich mich Albertinen nicht mehr, oder vielmehr nicht eher wieder zu nähern, als bis ich im Stande bin, dies als Bewerber um ihre Hand zu thun."

„Mein Herr, sind Sie wirklich bei vollem Verstande, daß Sie im Ernste vorauszusetzen scheinen, meine Tochter werde jemals Ihre Braut werden? Ich verstehe recht wohl, daß es für einen Bergström ganz vortheilhaft wäre, in den Besitz des Vermögens zu gelangen, welches ein reiches Fräulein von Krug ihrem Gatten mitbringt, und ferner auf diese Weise in eine Familie zu kommen, welche durch ihre vielfachen Connexionen seinen Plänen

für die Zukunft förderlich sein könnte. Die Rechnung ist an und für sich wirklich gar nicht übel, nur ist es schade, daß Sie dieselbe ohne mich gemacht haben. Nein, mein Herr, für Ihre eigennützigen Absichten müssen Sie sich nach einem andern Gegenstand umsehen, als meine Tochter ist. Auch wenn sie von Ihren Gleichheitsideen aufgebläht, über Ihre eigene niedrige Herkunft hinwegsehen wollen, so hätten Sie gleichwol nicht vergessen sollen, daß es verächtlich gehandelt ist, wenn ein armer Mann ohne Aussichten sich die Hand eines reichen Mädchens erschwindelt, welches in jeder möglichen Hinsicht hoch über ihm steht."

Der Doctor war, nach seinem Aussehen zu urtheilen, bei diesen Ausfällen gänzlich gefühllos geblieben. Nicht ein einziger Blitz seines Auges verrieth den gerechten Zorn, den diese Worte in seiner Brust erwecken mußten; nur auf seiner hohen Stirn hatten sich einige leichte Falten gelagert. Mit von Gemüthsbewegung vollkommen freier Stimme antwortete er:

„Meine Liebe zu Fräulein Albertine ist von Eigennutz völlig frei; dennoch aber wäre es fruchtlos, Sie davon überzeugen zu wollen. Sie wollen meine Liebe einmal aus diesem Gesichtspunkt betrachten, und Sie mögen es thun. Ich wiederhole aber noch einmal, daß ich niemals die Absicht gehabt, als Bewerber um die Hand Ihrer Tochter aufzutreten, solange nicht meine pecuniäre Stellung mich über jeden Verdacht erhebt, daß meine Wahl von niedrigem Eigennutz geleitet werde."

„Mein Herr, Sie sind wirklich so verblendet, daß man beinahe darüber lachen möchte; denn wie glänzend sich auch Ihre Aussichten gestalten mögen, so können dieselben Sie doch niemals zu einem Vermögen führen, welches mit dem zu vergleichen wäre, welches meine Tochter von ihren Aeltern zu erwarten hat. Das Erbe, welches Ihr Vater, mein Gärtner, Ihnen einmal hinterlassen kann, wird wol nicht sehr bedeutend sein, da er mir ja für nur vierhundert Reichsthaler jährlich dient. Benutzen

Sie den geringen Reſt von geſundem Menſchenverſtand, der ihnen noch übrig iſt, um die ganze Thorheit Ihrer Anſprüche auf die Hand meiner Tochter einzuſehen, denn meine Einwilligung erhält ſie zu einer ſolchen Verbindung niemals. An dem Tage, wo ſie gegen meinen Willen Ihre Frau würde, enterbte ich ſie ſofort und verſtieße ſie als ein meiner unwürdiges Kind."

Der Doctor erhob ſich, verneigte ſich kalt, obſchon höflich, und ſagte langſam:

„Nun, nachdem ich Ihre Meinung gehört, werde ich mich nicht weiter an Sie wenden, wenn ich einmal, ohne des Eigennutzes beſchuldigt zu werden, im Stande bin, mich um Fräulein Albertinens Hand zu bewerben. Nein, gnädige Frau, dann wende ich mich an die Perſon, welche ein größeres geſetzliches Recht zur Einwilligung oder Weigerung in dieſer Hinſicht beſitzt, nämlich an Albertinens Vater."

„Das geht zu weit! Nicht genug, daß Sie mir trotzen, Sie beleidigen mich auch!"

„Entſchuldigen Sie, gnädige Frau, ich habe niemals jemand beleidigt, und werde es auch nie, am allerwenigſten eine Dame. Im Gegentheil glaube ich, bei dieſem unſern Geſpräch den Vorrang vor Ihnen in der Hinſicht behauptet zu haben, daß ich nicht ein einziges mal die Wahrheit und das Maß überſchritten, welches Sie berechtigt ſind, von einem gebildeten Mann zu fordern. Wenn ich in der Erinnerung überblicke, was geſagt worden iſt, ſo finde ich nicht ein einziges Wort, wodurch ich auch nur im mindeſten die Achtung verletzt hätte, die ich Ihnen ſchuldig bin. Glauben Sie indeſſen nicht, dies habe ſeinen Grund darin, daß ich der Meinung wäre, Sie ſtünden durch Ihre Geburt über mir. Nein, gnädige Frau, ich erkenne keine andere Ueberlegenheit an als die, welche Bildung und hohe geiſtige Gaben verleihen. Ueberdies weiß ich auch, daß niemand, der als Beſitzer dieſer Vorzüge betrachtet ſein will, ſich jemals ſo weit vergeſſen

darf, daß er dadurch verletze. Nur der rohe Mensch ist es, der seine Leidenschaften nicht beherrschen gelernt hat, der in seiner Zügellosigkeit die Gefühle seiner Mitmenschen mit Füßen tritt und sie schonungslos zu demüthigen sucht."

„Sie scheinen behaupten zu wollen, daß ich mir etwas der Art erlaubt habe. Wenn dem wirklich so ist, so hat Ihr unpassendes Benehmen und Ihre Dreistigkeit mir das Recht dazu gegeben."

„Erlauben Sie, daß wir diese Unterredung schließen. Ich gebe niemals zu, daß in meiner Liebe irgendwelche ungebührliche Dreistigkeit liege, und noch weniger gebe ich zu; daß irgendein Mensch das Recht habe, mich zu beleidigen. Daß ich ganz ruhig geblieben bin, während Sie ehrenrührige Beschuldigungen gegen mich ausgesprochen haben, hat seinen Grund darin, daß ich, der Sohn des Gärtners, Ihnen zeigen wollte, wie ein Mann von Bildung sich gegen eine Frau benimmt, selbst wenn sie alles vergißt, was das einfachste Zartgefühl verlangt. Und nun, Frau Professorin, erlauben Sie, daß ich mich entferne."

„Noch ein Wort, damit ich mit einem mal Ihren Illusionen ein Ende mache! In drei Monaten vermählt meine Tochter sich mit dem Grafen Stormhjelm."

„Das heißt, Sie wollen es. Fräulein Albertine wird dessenungeachtet niemals Gräfin Stormhjelm werden."

„Wollen Sie auch jetzt sagen, daß Sie mich nicht beleidigen, wenn Sie behaupten, meine Tochter werde sich weigern, mir zu gehorchen?"

„Ich habe blos meine persönliche Ueberzeugung ausgesprochen. Ihre Tochter wäre ein schwaches, verächtliches Wesen, ohne Gefühl ihres eigenen Menschenwerthes, wenn sie vor Gottes Altar treten und einem Manne, den sie weder liebt noch achtet, Treue und Liebe schwören könnte. So sklavisch gehorcht sie ihrer Mutter nicht, davon bin ich überzeugt. — Ach, Frau Professorin, nicht der blinde

Gehorsam ist das, was eine Mutter von ihren Kindern zu gewinnen suchen muß; nein, es ist vielmehr Liebe, wahre, aufrichtige und ernste Liebe.“

„In drei Monaten werden wir sehen, wer von uns recht hat.“

„Sie ganz gewiß nicht, Frau Professorin“, antwortete der Doctor, indem er sich verneigte; „denn wenn es Ihnen auch gelänge, Ihre Tochter zu einem solchen, das menschliche Gefühl empörenden Schritt zu zwingen, so würden Sie doch vor Gott ewig unrecht haben.“

Der Doctor machte noch eine Verbeugung zum Abschied und verließ das Zimmer.

Sobald er fort war, fuhr die Professorin von dem Sofa empor, und rief, ohne ihrem Zorne länger Gewalt anzuthun und indem sie den Arm nach der Thür ausstreckte, durch welche der Doctor soeben verschwunden war:

„Mag ich recht oder unrecht haben, so werde ich dir doch zeigen, daß über mein Kind nur ich herrsche!“

Dann rief sie Martha und befahl dieser, alles zu ihrer Abreise fertig zu machen, die in zwei Tagen stattfinden sollte.

Dreizehntes Kapitel.

Während der Major mit seiner Schwester sprach, hatte die Majorin sich hinauf zu Arvid begeben. Das veränderte Benehmen des Jünglings, sein thörichtes Bemühen, Albertinens Aufmerksamkeit zu fesseln, sein Zorn, sobald jemand anders sich ihr näherte — alles dies hatte die Majorin im stillen bemerkt.

Da er nun bald das älterliche Haus verlassen sollte, und dabei von den Kindern das einzige war, gegen welches die Professorin sich gnädig bewiesen, so war es ziemlich sicher, daß er während seines Verweilens auf Karlberg seine Verwandten in Stockholm besuchen würde.

Aus allen diesen Rücksichten beschloß die Majorin eine ernsthafte Unterredung mit ihrem Sohne zu pflegen, da sie noch keine Ahnung von dem plötzlichen Aufbruch ihrer Schwägerin hatte, sondern glaubte, daß Arvid in Gemäßheit des früher gefaßten Beschlusses die Reise mit seiner Tante und seiner Cousine machen würde.

Als die Majorin in Arvid's Zimmer trat, lag er der Länge nach auf dem Sofa, und hatte über die Brust einen Shawl gelegt, welchen die Majorin sofort als Albertinens Eigenthum wiedererkannte.

Bayerische Staatsbibliothek München

„Biſt du krank, mein Junge?“ fragte die Majorin und ging auf den jungen Mann zu, der beim Eintritt der Mutter ſich ſofort erhob.

„Nein, Mama, ich bin vollkommen wohl. Warum glaubſt du, daß ich krank ſei?“ entgegnete Arvid, indem er die Hand der Mutter ergriff, die ihm langſam damit über die Stirn fuhr.

„Weil du, der du ſonſt ſo gern mit Papa im Freien umherzuſtreifen pflegteſt, jetzt den größten Theil deiner Zeit auf dem Zimmer zubringſt. Sag', mein Kind, fehlt dir etwas?“

„Ach, Mama, was ſollte mir hier in der lieben Heimat fehlen, wo alles von deiner Zärtlichkeit und Fürſorge ſpricht?“

Die Majorin hatte ſich neben den Sohn geſetzt, und er lehnte ſein dunkellockiges Haupt an ihre Schulter.

„Aber, Arvid, in deinem Alter ganze Stunden in beſchäftigungsloſer Einſamkeit hinzubringen, iſt weder gut noch nützlich. Man überläßt ſich dann einer krankhaften Träumerei, welche nachtheilig auf die jugendliche Friſche einwirkt, welche in deinem Alter die Gefühle kennzeichnen muß. Die Phantaſie ſpielt in der Jugend ohnehin eine ſo große Rolle, daß man ihr nicht unnöthigerweiſe Nahrung zu geben und durch gefährliche Illuſionen über ſich ſelbſt und andere hervorzurufen braucht. Nein, mein Sohn, du mußt in lebendiger Thätigkeit deine Freude ſuchen. Nur dem Beſchäftigungsloſen, nur dem Müßiggänger wird die Zeit lang, und früher oder ſpäter ſtellt bei ihm ſich der Ueberdruß an der eigenen oder an fremden Perſönlichkeiten ein.“

„Wenn ich nach Karlberg komme, werde ich ſchon arbeiten“, ſtammelte Arvid. „Du ſollſt ſehen, daß ich dir Ehre mache.“

„Daran zweifle ich nicht. Wenn ich dies thäte, Arvid, ſo müßte ich mich ſehr unglücklich fühlen. Aber,

mein Sohn, obschon du es selbst nicht glaubst, so bist du dennoch nicht recht gesund."

„Wie kannst du das sagen, Mama! Ich fühle ja nicht die mindeste Beschwerde", entgegnete Arvid und richtete sich auf.

Die Majorin lächelte.

„Um so besser", sagte sie. „Ich will nicht hartnäckig auf der Behauptung bestehen, daß du krank seiest. Aus deiner hastigen Bewegung kann ich aber beinahe errathen, daß du eine Tasse Fliederthee mit Kamphertropfen fürchtetest. Sei indessen in dieser Beziehung unbesorgt, und lehne deinen Kopf immer wieder an meine Schulter, wie du zu thun pflegtest, als du noch ein kleiner Knabe warst und gern auf das hörtest, was die Mama sagte."

„Jetzt eben noch so wie damals, liebe Mama, wird deine Stimme sicherlich alle aufrührerischen Gefühle in meiner Brust beschwichtigen."

Arvid umschlang seine Mutter mit einem Arme.

„Gut", entgegnete sie. „Dann rechne ich auf meine Macht. Weißt du, was dir fehlt, Arvid?"

„Ich erwarte, daß du es mir sagst."

„Du hast dich, wie die Jugend fast stets zu thun pflegt, von deiner Einbildungskraft und dem Eindruck hinreißen lassen, den eine nicht gewöhnliche Schönheit auf die Phantasie ausübt. Mit wenigen Worten, du bildest dir ein, daß du in deine Cousine Albertine sterblich verliebt seiest. Um dir", fuhr die Majorin fort, „selbst die Ueberzeugung beizubringen, daß du wirklich eine große Leidenschaft für deine Cousine hegst, legst du dich in aller Ruhe auf dein Sofa, und machst aus diesem inhaltslosen Traume einen ganzen Roman. Ich bin überzeugt, daß dein Gehirn schon manchen thörichten Haß- und Rachegedanken gegen den Kühnen ausgebrütet hat, der einmal wagen sollte, Albertinen zum Altar zu führen. Du hast dich schon mit der Waffe in der Hand für deine Schöne kämpfen sehen."

„Mama, du verspottest mich!“ rief Arvid heftig.

„Nein, ich male blos Bilder aus deiner eigenen Seele; aber laß uns ernstlich sprechen. Hast du dir jemals von deinen Gefühlen Rechenschaft gegeben?“

Arvid schwieg.

Die Mutter hob wieder an:

„Dein Schweigen sagt mir, daß du es nicht gethan hast. Wohlan, dann will ich dir das Räthsel deines Herzens lösen helfen. Das erste Gefühl, welches du für deine Cousine empfandest, war Bewunderung ihrer Schönheit und ihrer äußern Pracht. Die Bewunderung galt aber blos dem, was dem Auge schmeichelte, wenn es zufällig innerhalb deines Gesichtskreises lag. Wenn du dich davon entfernt hattest, schwand der Zauber wieder. Hierzu kam eine gewisse sehr zu entschuldigende Zufriedenheit damit, daß sie dir im allgemeinen mehr Freundlichkeit bewies als deinen beiden Geschwistern, — ein Umstand, der deiner Eitelkeit schmeichelte. Weiterhin stellte die Eigenliebe sich ein und flüsterte dir ins Ohr, daß Albertine dich ganz gewiß liebenswürdiger fände als andere. Ja, es war sogar klar wie der Tag, daß es sich so verhielt. Sie sprach ja mit Jenny und Ernst höchst selten, mit dem Doctor niemals, mit dir aber fortwährend. Du durftest ihr den Arm bieten, du durftest ihr den Shawl tragen, — lauter Gunstbeweise, die du vor dem Baron und dem Grafen voraushattest. Dadurch bekamst du Anlaß, an deine eigene Liebenswürdigkeit, an deine Vorzüglichkeit vor allen andern zu glauben. Ach, wenn man, wie du, siebzehn Jahre alt ist, glaubt man oft, etwas ganz Ungewöhnliches zu sein, und die Eigenliebe ist dann stets bereit, uns verschiedene ermuthigende Urtheile über uns selbst zuzuflüstern. Ich bin vollkommen überzeugt, daß du während dieser Verzückungsperiode dir oft das an und für sich unschuldige Vergnügen gemacht hast, dein eigenes Spiegelbild zu bewundern. Genug, eine geschmeichelte Eigenliebe ließ dich an Erfolg bei deiner Cousine

glauben, und beschäftigte dich so oft und so lebhaft, daß du dich endlich in vollem Ernste in sie verliebtest."

Wieder machte die Majorin eine Pause. Arvid blieb aber stumm. Sie hob wieder an:

„Ueber deinen Zorn bei der Entdeckung, daß Albertine den Doctor liebte, will ich hier weiter nichts erwähnen. Ich glaubte wirklich, daß du durch diese Entdeckung von deiner kindischen Neigung geheilt werden würdest; jetzt aber finde ich, daß du den Schluß des kleinen Romans für allzu trivial hieltest, wenn du nicht den tragischen Effect einer großartigen Eifersucht dazu gesellen könntest. Du hast nun längere Zeit über die Gelegenheit nachgedacht, einen recht effectvollen Auftritt herbeizuführen. Siehst du, mein Sohn, ich habe beschlossen, daß du dich nicht lächerlich machen sollst, weder vor Albertinen noch vor jemand anders. Deshalb will ich dich über eins und das andere aufklären, was du in deiner Verblendung gänzlich übersehen hast. Erstens: Was glaubst du wol, was die Ursache der Bevorzugung war, welche Albertine auf so in die Augen fallende Weise dir fortwährend bewiesen hat?"

„Gefallsucht, — der Wunsch, durch mich die Anzahl ihrer Anbeter zu vermehren."

„Kind, siehst du nicht selbst ein, daß deine Eigenliebe dich irre leitet, wenn du ein Gegenstand für die Gefallsucht eines so schönen Mädchens zu sein glaubst; wenn du dir einbildest, daß sie sich soviel Mühe blos deshalb machen würde, um einen siebzehnjährigen Knaben zum Anbeter zu gewinnen?"

„In der That, Mama, ich kann Albertinens Benehmen nicht wohl eine andere Deutung geben", fiel Arvid heftig mit erröthenden Wangen ein.

„Ich aber kann es, mein Sohn. Sie betrachtete dich als ein Kind, welchem sie ohne Gefahr, beargwohnt zu werden, Wohlwollen beweisen und den Vorzug einräumen könnte, welchen man gern einem jungen Knaben

gibt; einen Vorzug, den ſie gleichwol keinem der andern Herren hätte zugeſtehen können, ohne gefallſüchtig zu erſcheinen. Niemals iſt es Albertinen eingefallen, zu glauben, daß du, ein Jüngling, der kaum die Kinderſchuhe ausgezogen, ſo eingebildet ſein könnteſt, ihre Freundlichkeit als eine Aufmunterung, als einen Beweis, daß ſie Zuneigung zu ihm gefaßt habe, zu betrachten. Ich verſichere dir, wenn du mit Albertinen von deiner Zuneigung zu ſprechen anfingſt, ſo würde ſie ſich nicht enthalten können, darüber zu lachen. Siehe zu, mein guter Arvid, daß du dich nicht zum Gelächter machſt, ſondern denke jetzt mit Ruhe an das, was zu deinem Frieden dient. Hüte dich, während der Reiſe nach Stockholm und wenn du das Haus deiner Tante beſuchſt, eine andere Rolle zu ſpielen, als die dir zukommende, nämlich die eines beſcheidenen, aber lebensfrohen Jünglings. Das Leben iſt kein Roman, ſondern die ſchlichteſte Proſa, und wir werden erſt dann recht lächerlich, wenn wir etwas anderes daraus machen wollen, als es wirklich iſt."

Die Majorin küßte ihren Sohn auf die Stirn, welche brennend heiß war. Noch eine Weile ſprach ſie mit ihm in ſo milden und liebevollen Worten, daß er endlich lächelnd verſicherte, ſie ſei ein ſehr kluger und geſchickter Arzt.

Vierzehntes Kapitel.

Beim Mittagstisch fehlte der Doctor. Er war gegangen, um Abschiedsbesuche zu machen, weil er schon denselben Abend den Ort zu verlassen dachte. Der Arzt in der Stadt hatte versprochen, seinen Dienst mit zu versehen, bis der neue Hülfsarzt angekommen sein würde.

Anstatt des Doctors aber gewahrte die Professorin, als sie das Zimmer betrat, in demselben eine ganz andere Person, die ihr ebenso viel Verdruß verursachte, als jemals der Doctor.

Diese Person war — Minna.

Der Major ergriff das junge Mädchen bei der Hand, führte sie der Professorin entgegen und sagte:

„Das ist deine Tante, Kind. Bedanke dich bei ihr für das, was sie bis jetzt für dich gethan; denn hinfort bin ich es, dein Onkel, der für dich sorgen wird."

Zitternd und mit niedergeschlagenen Augen stand Minna vor der Professorin, und wagte nicht ihre Hand zu ergreifen, oder sich auch nur ihr zu nähern.

„Ich habe Herrn Ekeberg niemals als meinen Schwager anerkannt", antwortete die Professorin, „und werde auch ebenso wenig sein Kind als meine Nichte

anerkennen. Mamsell ist mir übrigens keinen Dank schuldig, und kann, wenn sie sonst will, meinen Dienst verlassen."

„Ah, singst du aus diesem Tone, Sophie!" rief der Major. „Wohlan, dann sage ich dir, daß weder ich noch meine Kinder dich jemals wieder als unsere Verwandte betrachten werden. Nicht genug, daß du dieses arme Kind schon tief gedemüthigt hast, als du ihr in deinem Hause einen Platz als Dienerin anwiesest — ihr, die doch deine Nichte war —, sondern du willst sie auch jetzt immer noch herabsetzen und verletzen. Ich erkläre dir aber, in meinem Hause, unter meinem Dache geschieht dies nicht, sondern du verlässest —"

„Papa, um Gottes willen sage nichts weiter!" rief Jenny halb weinend.

„Gustav", rief die Majorin, „bedenke, daß du als Wirth und Bruder deiner Schwester Achtung schuldig bist."

„O lassen Sie ihn nur weiter sprechen, Frau Schwägerin. Ich bedarf zwischen meinem Bruder und mir keiner Vermittlerin", fiel die Professorin stolz ein.

„Da hast du recht", rief der Major; „denn dein Bruder ist Manns genug, um einem herzlosen Weibe, wie du, offen sagen zu können, daß er sein Haus als viel zu gut für sie betrachtet."

„Komm, Albertine", sagte die Professorin. „Ich habe genug Grobheiten gehört, und nie soll mein Fuß wieder diese Schwelle betreten."

Schon am folgenden Morgen machte die Professorin ihre Abschiedsbesuche, und war bei ihrer Abreise noch so aufgebracht auf ihren Bruder, daß sie nicht einmal ihre Schwägerin sprechen oder von irgendjemand, der der Familie angehörte, Abschied nehmen wollte. In einem von Bitterkeit überfließenden Billet gab sie der Majorin ihren Wunsch zu erkennen, niemand von der Familie ihres Bruders wiederzubegegnen.

Funfzehntes Kapitel.

An einem Donnerstagabend, in den letzten Tagen des November, finden wir mehrere junge Männer in Doctor Bergström's schöner eleganter Garçonwohnung in der Drottninggata oder Königinstraße versammelt. Der Regen strömte vom Himmel herab, und der Wind pfiff um die Ecke.

Die Wohnung des Doctors bestand aus vier Räumen. Der erste derselben war ein Saal, an welchen rechts ein Cabinet stieß, dessen Wände von oben bis unten ausgeschlagen und mit grünem Damast tapezirt waren. Links von dem Salon befand sich ein großes Bibliothekzimmer, welches mit Bücher enthaltenden Mahagonischränken angefüllt war. Das übrige Mobiliar dieses Zimmers bestand in einem Dutzend Sesseln, die um einen runden Tisch herumstanden, und einem Schreibetisch an dem einen Fenster.

Hier finden wir den Doctor und acht junge Männer, die seine Gäste waren.

„Es geht doch verteufelt sonderbar in der Welt zu", sagte der Kammerjunker Liljebrok, und streckte sich bequem in dem Lehnsessel, während er mit Wohlbehagen einige langsame Züge an einer soeben angezündeten Cigarre that. „Des einen Tod ist des andern Brot. So war

es zum Beispiel Bergström's Glück, daß Seine Excellenz der Graf H. auf dem Wege zwischen seinem Gut und W. das Bein brach. Wäre das Unglück an einer andern Stelle geschehen, so wäre Richard nicht sogleich zur Hand gewesen, wie so der Fall war. Aber apropos, wo kommst du eigentlich her?"

„Lieber Liljebrok", sagte der Districtsrichter T., „fahre doch in deinen logischen Betrachtungen über das gebrochene Bein fort, und mache nicht, wie du es schon machtest, als wir noch in Upsala waren."

„Wie machte ich es denn da?"

„Du kamst niemals zum Schlusse."

„T. hat recht", fiel Lieutenant P...hjelm ein, ein lebhafter heiterer junger Mann, der es auf der Bahn der Wissenschaft nicht weiter gebracht hatte, als daß er eine Zeit lang Student gewesen war. „Zu der Zeit, wo wir, die wir hier versammelt sind, frohe und muntere Studenten waren, war es allemal Liljebrok, der logische Kettenschlüsse aufstellte, und ich war es, der sie durchführte."

„Stoßt an auf die alten Gewohnheiten und auf die alte gute Zeit", rief ein junger Mann, der in der königlichen Kanzlei angestellt war.

Alle füllten ihre Gläser aus der dampfenden, auf dem Tische stehenden Bowle, und leerten sie auf einen Zug.

Der Doctor selbst war der einzige, der für die Erinnerungen der frühern heitern Tage nicht zugänglich zu sein schien. Er saß schweigend da, mit einer Stirn, die so umwölkt war wie der Novemberhimmel, und einem so ernsten Blick, daß er allem, was man Freude nennen konnte, fremd zu sein schien.

Nachdem man getrunken hatte, hob Lieutenant P...hjelm wieder an:

„Hätte Bergström sich nicht gleichzeitig mit dem Grafen auf dem Wege nach W. befunden, so hätte der Graf ihm nicht die Wiederherstellung seines Beines zu danken,

und hätte der Graf nicht das Bein gebrochen, so wäre unser Doctor nicht mit so unglaublicher Schnelligkeit auf der Bahn des Glücks weiterbefördert worden. Ergo führte das gebrochene Bein den Dank des Grafen herbei, und der Dank des Grafen empfahl unsern Freund in allen Kreisen, deren Orakel der Graf ist. Sonach hat der Ausgangspunkt, das gebrochene Bein, unsers Freundes Glück gemacht, sodaß er jetzt von Menschen überlaufen wird, welche verlangen, daß er ihnen Arme und Beine, Finger und Zehen abschneide. So ist es hier in der Welt. Man braucht stets eine Notabilität, von welcher man in Schutz genommen wird. Das schlichte, einfache Verdienst macht niemandes Glück."

„Ja, wenn es so fortgeht, so wird Bergström wol in kurzer Zeit einer unserer modernsten Aerzte sein", meinte der Districtsrichter T. „Der eine macht sein Glück mit dem Messer, der andere glaubt es am Altare zu finden. Das letztere ist der Fall mit Stormhjelm. Nächsten Sonntag soll er mit Fräulein von Krug aufgeboten werden."

„Wer hat das gesagt?" fragte der Doctor.

„Er selbst; aber es ist eine verteufelt künstliche Verlobung gewesen", hob der Lieutenant wieder an. „Ich gehe in dem Krug'schen Hause aus und ein, und bin auch mit den Verlobten zusammengewesen, kann mich aber nicht entsinnen, jemals ein Mädchen einem Manne mit mehr in die Augen fallender Kälte begegnen gesehen zu haben, als Fräulein von Krug diesem Grafen Stormhjelm beweist. Was noch sonderbarer ist — sie hat niemals den Verlobungsring getragen."

„Das klingt ja ganz romantisch; im ganzen genommen aber wundert es mich nicht", sagte der königliche Secretär Mandelstjerna. „Ich kenne Stormhjelm's Charakter ein wenig. Das Hauptelement desselben ist unbezwingbare Widerspruchslust. Während seines Verweilens in Upsala war er ein eingefleischter Aristokrat, nicht gerade aus Ueberzeugung, sondern mehr deshalb, weil das

Anſehen des Adels unrettbar geſunken iſt. Allen jenen Ideen von angeborenem Werth und reinerm Blut, welche man jetzt verlacht, huldigte er, weil ſie der Denkweiſe der andern Studenten gerade zuwiderliefen. Seine Mutter ſoll einmal geſagt haben: «Mein Sohn, werde niemals ein Sklave der Geburtsvorurtheile, ſondern bedenke, daß dieſelben von keinem Werth ſind, wenn ſie nicht von Tugenden und edeln Thaten begleitet werden.» Sofort ward er der eifrigſte Verfechter dieſer Vorurtheile, und würde ſie ganz gewiß zu ſeinen Hauptideen gemacht haben, wenn nicht die Liebe ihn gezwungen hätte, davon abzuweichen. Es würde mich gewundert haben, daß er ſich jetzt mit einer dem niedern Adel angehörenden Dame verheirathet, wenn du nicht bemerkt hätteſt, daß ſie ihm mit abſtoßender Kälte begegnet. Er pflegte zu ſagen: «Wenn ich mich einmal verliebe, ſo geſchieht es ganz beſtimmt in ein Weib, welches mich verabſcheut. Es liegt etwas ungemein Anziehendes darin, die zu beſiegen, welche ſich nicht ergeben wollen.» Dies ſind ſeine eigenen Worte. Der Widerſtand iſt die Macht, welche dieſen ſeltſamen Charakter vorwärts treibt."

Während dieſes Geſprächs hatte der Doctor ſich in ſeinem Seſſel zurückgelehnt und ſtumm verhalten.

„Jedenfalls iſt er auch ſiegreich aus dem Kampfe hervorgegangen, da das Aufgebot nächſten Sonntag erfolgen ſoll", fiel der Kammerjunker ein. „Man kann hieraus den Schluß ziehen, daß —"

„Er heirathet", ergänzte der Lieutenant lachend.

Man füllte die Gläſer und trank Liljebrok's Geſundheit.

In dieſem Augenblick trat der Diener des Doctors mit den Worten ein:

„Eine Dame wünſcht Sie zu ſprechen, Herr Doctor."

Richard erhob ſich, und ſeine Gäſte ſchrien durcheinander:

„Der glückliche Richard! Er kann ganz ungenirt Damen empfangen."

„Was will sie denn?“ fragte ein anderer.

„Ist sie jung?“ rief ein dritter.

„Ist es eine Patientin oder eine Flamme?“ fragte ein vierter.

„Ruhig, Ihr Herren“, unterbrach der Doctor. „Vergeßt nicht, daß ein jeder, der einen Arzt besucht, von allen Bemerkungen verschont bleiben muß.“

Hiermit verließ er das Zimmer, während die andern lachend behaupteten, daß die Zeit zu einem Krankenbesuch übel gewählt sei.

Der Doctor war mittlerweile in den Salon hinausgetreten, und als er diesen leer fand, wendete er sich mit fragender Geberde zu dem Diener.

„Ich bat die Dame, in das Cabinet zu treten“, antwortete Johann auf die ausdrucksvolle Bewegung seines Herrn.

Der Doctor legte die Hand an die Thür des Cabinets und sagte:

„Ist Licht drinnen?“

„Ich habe die Lampe hineingesetzt.“

Nun öffnete Richard die Thür, trat in das Cabinet hinein und schloß die Thür wieder hinter sich.

Die auf dem Tische stehende Lampe warf einen dunkeln Schein über die Gegenstände. Dieses Licht war viel zu unzureichend, um das mit dunkelfarbigem Stoff ausgeschlagene Zimmer zu erleuchten, und dieses Halbdunkel war der Grund, daß der Doctor die hier anwesende Person nicht sogleich entdeckte. Auf das Sofa niedergesunken saß eine Frauengestalt, welche den Hut abgenommen, und mit so tief gebeugtem Haupte, daß der Doctor nicht unterscheiden konnte, ob sie jung oder alt war. Sie verhielt sich unbeweglich, obschon sie das Eintreten des Doctors gehört haben mußte.

Richard näherte sich ihr, während er dachte:

„Entweder ist sie sehr krank, oder sehr unglücklich.“

Dann sagte er laut:

„Sie haben mich zu sprechen gewünscht.“

Die auf dem Sofa sitzende Dame erhob sich langsam und richtete das gesenkte Haupt empor, sodaß sie jetzt aufrecht gerade vor dem Doctor stand. Kaum fielen Richard's Augen auf dieses marmorbleiche, von Schmerz entstellte Antlitz, so stürzte er vor ihr auf die Knie nieder, faßte die eiskalten Hände und rief in angstvollem Tone:

„Albertine! O mein Gott, was ist geschehen?“

Ein Seufzer, worin alles lag, was sie seit ihrer Trennung gelitten, arbeitete sich aus ihrer gequälten Brust empor. Sie neigte sich zu ihm und flüsterte:

„Alles hat mich verlassen, selbst meine Seelenstärke, und ich bin hier, um deinen Schutz zu suchen.“

Der Doctor war so aufgeregt, daß er nicht im Stande war, zu antworten. Er drückte blos ihre Hände an seine Lippen.

„Ich habe Widerstand geleistet, aber vergebens“, hob Albertine wieder an. „Ich habe meine Mutter fußfällig gebeten, aber ebenso fruchtlos. Morgen soll das Aufgebot erfolgen.“

„Nein, Albertine, nein, so weit darf es nicht kommen“, rief der Doctor und richtete sich auf.

„Deshalb bin ich hier und gedenke nicht wieder nach Hause zurückzukehren. Du bist mein Beschützer, der mich gegen die Gewalt vertheidigen soll, welche man an mir verüben will. Richard, wirst auch du mich verstoßen?“ rief Albertine, indem sie ihm die Hände entgegenstreckte.

Der Doctor ergriff dieselben wieder, und drückte sie mit der ganzen Wärme der Liebe an seine Lippen; dann sagte er mit seiner tiefen, ernsten Stimme:

„Niemals, meine Geliebte, werde ich dich verlassen; aber damit ich dir nützen kann, mußt du sofort nach Hause zurückkehren.“

„Verlange, daß ich sterbe, Richard; aber verlange

nicht, daß ich wieder nach Hause zurückkehre", rief Albertine und that einen Schritt nach der Thür. „Ich werde es dir unmöglich machen, mich aus edlem Zartgefühl zu dieser herzlosen Mutter zurückzuführen. Ich werde mich vor deinen Gästen zeigen, und meinen Namen und meine Ehre preisgeben. Alles kann ich opfern, nur dich nicht."

„Nicht deinen Namen, nicht deine Ehre würdest du dadurch aufs Spiel setzen, sondern die meine", antwortete Richard. „Höre mich daher an, du armes, unglückliches Kind, welches durch mich soviel gelitten. Das Opfer, welches du dich erbietest, mir zu bringen, kann ich nicht annehmen, weil ich dann eine unehrenhafte, eine verächtliche That beginge. Du bist von der Verzweiflung gejagt hierhergekommen, um bei mir Schutz zu suchen, welchen ich dir, ohne deine Ehre zu beflecken, nicht schenken kann; ich werde dir aber dagegen einen andern Schutz verschaffen, welcher vor Gott und dem Gesetz gültig ist. Schon ehe du kamst, hörte ich, daß du nächsten Sonntag aufgeboten werden solltest, und mein Entschluß war sofort gefaßt. Ich schwur bei mir selbst hoch und theuer, daß es nie so weit kommen solle. Folge mir daher, und kehre in dein älterliches Haus zurück."

Diese Worte wurden mit jenem Ausdruck der Stimme gesagt, den nur die Liebe zu verleihen vermag.

„Zu meiner Mutter!" rief Albertine.

„Nein, zu deinem Vater."

„Ach, Richard, du kennst ihn nicht! — Du weißt nicht, wie schwach er gegen meine Mutter ist, — wie er seine Pflichten gegen seine Kinder gänzlich vernachlässigt."

„Albertine!" rief der Doctor; „habe Vertrauen zu mir und glaube mir, wenn ich sage: ich werde dir in ihm einen wirklichen Beschützer geben."

Sechzehntes Kapitel.

Wir wollen nun einen kurzen Bericht über das erstatten, was sich seit der Abreise der Professorin von Rönby zugetragen hatte.

Bei ihrer Ankunft in der Hauptstadt hatte sie, trotz der bestimmten Weigerung ihrer Tochter, die Verlobung derselben mit dem Grafen Stormhjelm bekannt gemacht.

Der Machtspruch der Mutter war aber dennoch nicht im Stande gewesen, Albertinen zu bewegen, den Verlobungsring zu tragen, oder sich in ihrer Art und Weise gegen den Grafen zu ändern. Sie war eiskalt, und redete ihn nie anders als mit seinem Prädicat „Graf" an. Die Professorin war sehr aufgebracht, und sah mit stiller Verzweiflung der Rückkunft ihres Sohnes entgegen; denn sie wußte recht wohl, daß er mit seiner Schwester gemeinschaftliche Sache machen würde.

Dennoch schien es, als ob die Professorin Glück haben sollte.

Als ihr Gemahl in den ersten Tagen des October zurückkam, begleitete Albert ihn nicht, sondern war noch in Deutschland zurückgeblieben, und wollte erst in den letzten Tagen des November nachkommen. Nun aber

erwartete man ihn täglich, und deshalb hatte die Professorin beschlossen, daß das Aufgebot noch vorher stattfinden solle, damit der Schritt unwiderruflich gethan wäre.

Einen heißen Kampf hatte die Professorin an dem obengenannten Donnerstage mit Albertinen gehabt, — einen Kampf, welchen selbst das kalte, gefühllose Weib nicht mit Ruhe bestehen konnte; denn die Tochter hatte zu ihren Füßen gelegen, und sie flehentlich gebeten, sie nicht zu opfern. Die Professorin aber, welche einen Augenblick lang einen gewissen Grad von Mitleiden in ihrem Herzen sich regen fühlte, hatte gleichwol, dank ihrer Festigkeit, dem Auftritt ein Ende gemacht, indem sie der Tochter befohlen, auf ihr Zimmer zu gehen und dort zu bleiben, bis sie wieder gerufen werden würde.

Nachdem Albertine sie verlassen, lobte die Professorin ihre eigene Seelenstärke, in deren Folge sie sich nicht von ihrer Schwäche überrumpeln ließ, sondern mit unerschütterlicher Festigkeit auf das Ziel zuging, welches sie sich gesteckt, — ein Ziel, welches blos auf das Glück der Tochter abzweckte. Wenn Albertine als halsstarriges Kind ihr eigenes Wohl nicht verstand, so war es ja Pflicht ihrer Mutter, sich nicht durch unvernünftige Bitten überreden zu lassen, und nicht zu vergessen, was das Glück der Tochter erheischte.

Nachdem sie auf diese Weise argumentirt, und ihre etwas aus dem Gleichgewicht gebrachten Gefühle glücklich wieder beruhigt hatte, war die Professorin vollkommen zufrieden mit sich selbst, und dachte nicht ohne Genugthuung daran, wie es ihr nun gelungen sei, alle Hoffnungen des Doctors zu vernichten, und dabei zugleich zu zeigen, daß sie die Herrscherin sei, obschon er kühn genug gewesen war, zu behaupten, daß Albertine ihr nicht gehorchen würde.

Donnerstags war allemal Empfang bei der Professorin, und obschon sie durchaus nicht wollte, daß man Albertinens verweintes Gesicht sähe, so hatte sie gleichwol

nichts dagegen, daß einige ihrer Freundinnen, trotz des abscheulichen Wetters, sie besuchten. Ihr Wunsch ging auch in Erfüllung, denn die Kammerräthin Solkrans und die Oberstin Stralstjerna kamen wirklich, obschon es regnete und stürmte.

„Wo ist denn die Braut?" fragte die Kammerräthin.

„Albertine ist ein wenig unpäßlich, und muß auf ihrem Zimmer bleiben", antwortete die Professorin.

Gerade als die würdige Dame dies sagte, schlich sich ihre Tochter die Treppe hinunter, und verließ das älterliche Haus. Allein, ohne daß jemand ihr folgte, eilte sie unter Regen und Sturm weiter, bis sie vor Richard's Thür stand.

Von all diesem hatte die Professorin keine Ahnung, während sie in ihrem Gesellschaftszimmer saß, und mit der Oberstin und der Kammerräthin, sowie mit ein paar ältern Damen, welche etwas später gekommen waren, plauderte.

„Nun, liebe Oberstin, du hast ja diesen Sommer eine sehr agreable Reise durch die Schweiz gemacht?" fragte eine der Damen.

„Ach ja, es war ein ganz angenehmer Ausflug. Ich traf auch mit deinem Sohn zusammen, beste Sophie. Erwartest du ihn vielleicht bald zurück?"

Die Oberstin sah seit ihrer Rückkunft nach Schweden die Professorin heute zum ersten mal wieder.

„Ende nächster Woche."

„Aber, liebe Sophie, was sagst du zu seiner Neigung zu jenem Mädchen? Ist das für einen so jungen und verständigen Mann nicht eine seltsame Grille?"

„Von welcher Neigung sprichst du?" fragte die Professorin, die an dem freudestrahlenden Gesicht ihrer Freundin sogleich sah, daß sie etwas Unangenehmes zu sagen hatte.

„Du hast doch ganz gewiß Kenntniß davon, liebe Sophie; vielleicht ist es aber ein Geheimniß. Dein Sohn

iſt dieſen Leuten ſeit ihrer Abreiſe von Schweden treulich gefolgt. Der Grund, weshalb er ſeine Reiſe verlängerte, war ja einzig und allein der, ſie wieder hierher begleiten zu können."

„Von wem ſprichſt du?" fragte die Profeſſorin, und zog ein wenig die Augenbrauen zuſammen.

„Mein Gott, wäreſt denn du, ſeine Mutter, die einzige, welche ſein Verhältniß zu der Jüdin, Mamſell Iſraeli, nicht kennt?"

„Ich höre den Namen dieſer Dame jetzt zum erſten mal", antwortete die Profeſſorin ſtolz, „und wahrſcheinlich gehört das Verhältniß zwiſchen meinem Sohn und ihr zu der Zahl derer, welche junge Männer in unſerer verderbten Zeit aus Leichtſinn anknüpfen, aber den Aeltern zu verſchweigen bemüht ſind."

„Das dachte ich auch, kam aber gleichwol bald auf andere Meinung, als ich bei unſerm Zuſammentreffen in Berlin die junge Dame in Geſellſchaft deines Gatten ſah. Er ſchien ſich ſehr für ſie zu intereſſiren."

„In Geſellſchaft meines Mannes!" rief die Profeſſorin, und ſah die Oberſtin an, als ob ſie glaubte, dieſelbe ſpräche im Schlafe.

„Ja, des Herrn Profeſſors. Er, der ſonſt niemals in deinem Geſellſchaftskreis ſichtbar iſt und niemals mit einer Dame ſpricht, unterhielt ſich mit Mamſell Iſraeli höchſt angelegentlich. Wir begegneten uns mehrmals, ohne daß er mich erkannte."

Die Profeſſorin war dunkelroth geworden, und ihre Lippen wurden ſo dünn, daß man ſie kaum ſah.

„Alles dies beweiſt eigentlich nichts weiter, als daß mein Mann und mein Sohn die Geſellſchaft der Jüdin während der Reiſe angenehm fanden", entgegnete ſie nach einer kurzen Pauſe. „Ich wenigſtens kann daraus nicht ſchließen, daß Albert in irgendeinem Verhältniß zu einer ſolchen Perſon ſtehe."

„Ach, meine Freundin, deine Schlußfolgerung iſt jetzt

wie ſtets, ganz richtig, und ich würde auf dieſelbe Weiſe gefolgert haben, wenn nicht —"

Die Oberſtin machte eine effectvolle Pauſe.

„Wenn nicht —?" wiederholte die Profeſſorin, indem ſie mit einem Ausdruck, der nicht ſehr freundlich war, ihre ſcharfen Augen auf die Freundin richtete.

„Wenn nicht der Zufall uns in der Schweiz zuſammengeführt und es ſelbſt gefügt hätte, daß wir in einem und demſelben Hotel wohnten. Mein Zimmer ſtieß an das der ſchönen Jüdin, ſodaß es von dieſem nur durch eine dünne Thür geſchieden war. Die Folge hiervon war, daß ich eines Abends, ohne es zu wollen, Ohrenzeugin einer Unterredung zwiſchen deinem Sohn und der Jüdin ward."

„Und was betraf dieſe Unterredung?"

„Nichts mehr und nichts weniger als einen hohen Grad von Achtung und Zuneigung, ja Bewunderung von ſeiner Seite und großer Freundſchaft von der ihrigen."

Die Profeſſorin öffnete eben den Mund, um eine ſpitze Antwort zu geben, als in dieſem Augenblick Graf Stormhjelm zugleich mit der alten Freiherrin von G. eintrat.

Durch dieſen Zuwachs der Geſellſchaft ward das Geſpräch unterbrochen, und die Profeſſorin hütete ſich wohl, es wieder aufzunehmen.

Der Graf verweilte, bis alle übrigen die Profeſſorin verlaſſen hatten, und ward dazu durch einen Wink bewogen, den dieſe ihm gab.

„Beſter Erik", ſagte ſie dann, „du biſt wol ſo gut, morgen Vormittag wiederzukommen, weil du mit meinem Mann den Grafen T. abholen, und dann in beider Geſellſchaft zum Pfarrer gehen ſollſt, welcher um 11 Uhr zu ſprechen iſt."

„Ich gedachte ſchon, mich mit deiner Erlaubniß, Mama, zum Frühſtück hierher einzuladen."

„Du wirſt mehr als willkommen ſein. Alſo morgen

früh 10 Uhr treffen wir uns", ſagte die Profeſſorin und reichte ihm die Hand.

„Warum bekomme ich heute Abend Albertinen nicht zu ſehen?" fragte der Graf.

„Sie wünſchte bis morgen Abend ungeſtört zu ſein. Wir werden am beſten thun, wenn wir ihr in dieſer Beziehung den Willen laſſen. Wenn das Aufgebot beſtellt iſt, wird auch ihr Benehmen ein ganz anderes ſein — dies prophezeie ich."

„Ich verlaſſe mich in allen Dingen auf deine Umſicht, Mama."

„Und daran thuſt du ganz recht."

Der Graf küßte der Profeſſorin die Hand und ſagte ihr Lebewohl; gerade aber als er gehen wollte, ſagte ſie:

„Apropos, ich hörte heute Abend von einer jungen Jüdin, Mamſell Iſraeli, ſprechen. Kennſt du ſie vielleicht? Was iſt es für ein Weſen?"

„Sie iſt eine Art Künſtlerin, das heißt, ſie zeichnet auf Stein und nimmt überdies Daguerreotypen von lebenden Perſonen auf."

„Ah ſo — und ſie iſt Jüdin?"

„Ja wohl, eine ſtrenge Iſraelitin", antwortete der Graf.

„Du kennſt ſie alſo?"

„Ein wenig", antwortete der Graf, und konnte ſich nicht enthalten, die Farbe zu wechſeln, obſchon die Profeſſorin dies nicht bemerkte. „Ich habe mich von ihr daguerreotypiren laſſen."

„Und ihre Aeltern — was ſind das für Leute?"

„Dieſe ſind todt. Ihr Vater iſt mit ſeinem Kaſten aus Polen hier eingewandert. So erzählte ſie mir ſelbſt."

„Und nun wohnt ſie allein?"

„Ja, beinahe. Sie hat allerdings eine alte Jüdin, die Schweſter ihres Vaters oder ihrer Mutter, glaube ich, bei ſich; aber dieſe bekommt man niemals zu ſehen."

„Iſt ſie vermögend?"

„Ich glaube nicht. Sie verdient allerdings ſchönes

Geld; aber sie macht auch jedes Jahr eine Reise ins Ausland."

„Ist sie schön?"

„Das ist eine Frage, die schwer zu beantworten ist. Sie ist schön und häßlich zu gleicher Zeit."

„So, so — gute Nacht."

„Erlaube mir noch eine Frage", sagte der Graf, indem er seine hellblauen Augen forschend auf die Professorin heftete. „Sollte vielleicht ein Gerücht zu deinen Ohren gekommen sein, und dich zu diesen Fragen veranlaßt haben?"

„Was für ein Gerücht sollte das sein?"

„Wenn du nichts gehört hast, Mama, so schweige ich", antwortete der Graf, indem er sich verneigte, und die Professorin ließ ihn gehen. Ihr Stolz gestattete ihr nicht, den Grafen zu fragen, was er vielleicht von Albert und der Jüdin wüßte.

Diese Nacht schlief die gnädige Frau nicht viel. Gedanken von höchst unbehaglicher Art hielten sie wach. Sie erwog das eigenthümliche Verhängniß, welches sie verfolgte. Ihr Bruder hatte sich mit einer Frau aus dem Volke vermählt, ihre Tochter hatte sich in einen Mann aus derselben Klasse verliebt, und nun ward sie, um das Maß voll zu machen, gar damit bedroht, die Tochter eines herumziehenden Juden zur Schwiegertochter zu bekommen!

O es war wirklich mehr als hart, daß sie, welche so eifrig bemüht gewesen, dem Herzen ihrer Kinder Verachtung gegen diese Emporkömmlinge einzuflößen; sie, welche ihnen so gesunde Lebensansichten beigebracht, von der Schande betroffen werden sollte, welche dergleichen Verbindungen ihren Begriffen gemäß über sie brachten; sie, welche darauf gerechnet, daß ihre Kinder ihr ehrerbietigen Gehorsam schenken und ihre Worte als ein Orakel betrachten würden; welche in der Meinung dieser Kinder so hoch zu stehen geglaubt, daß sie gehofft, dieselben würden mit blindem Vertrauen ihren Willen sich zum Gesetz machen.

In dieſer Erwartung aber ſah ſie ſich nun auf das bitterſte getäuſcht. Wie verſchieden waren die Reſultate ihrer Erziehung von denen, auf welche ſie gerechnet! Den Grund aber, weshalb dieſe Reſultate ſo ausfielen, konnte die Profeſſorin nicht finden. Anſtatt ihn in ſich ſelbſt zu ſuchen, legte ſie ihn ihren Kindern zur Laſt, und kam zu dem Schluß, daß die Widerſpenſtigkeit derſelben von ſchlechten Charaktereigenthümlichkeiten herrühre, die ſie von ihrem Vater geerbt.

Es iſt wirklich ſonderbar, wie ſchwer es den Menſchen im allgemeinen wird, die richtige Urſache des Ungemachs zu erkennen, welches ſie trifft. Es hat dies ſeinen Grund wol eigentlich darin, daß ſie niemals ihre eigenen Fehler eingeſtehen wollen. Hätte die Profeſſorin vor allen Dingen ſich ſelbſt erforſcht, ſo würde ſie in dem unbeugſamen Eigenſinn und der unerſchütterlichen Feſtigkeit ihrer Kinder den Hauptzug ihres eigenen Charakters wiedererkannt haben. Nachdem ſie ſich dies klar gemacht, hätte ſie die Frage aufwerfen ſollen: ob ſie die Art und Weiſe, auf welche ſie ihre Kinder zu leiten ſuchte, zweckmäßig für einen Charakter wie ihren eigenen anſähe, und die Antwort wäre verneinend ausgefallen. Sie beklagte ſich in ihrem Herzen darüber, daß ihre Kinder kein blindes Vertrauen auf ihre Beſchlüſſe ſetzten, daß ſie nicht mit Ehrerbietung ihr Urtheil als das richtigſte anerkannten; aber ſie vergaß dabei, daß das blinde Vertrauen, die wahre Ehrerbietung, ſich niemals auf Furcht, ſondern nur auf Liebe gründet. Die Furcht verſcheucht das Vertrauen, und erzeugt Argwohn anſtatt Ehrerbietung.

Und was erzeugt wol der Argwohn? Nichts anderes als ein fortgeſetztes Bemühen, ſich jedem Zwange zu entziehen. Die Folge davon ſind Unwahrheit, Heuchelei und Kriecherei, während dagegen die Liebe die Mutter der Wahrheit, des Vertrauens und der Achtung iſt.

Ach, ihr Aeltern, die ihr euere Kinder liebt und

zum Guten erziehen wollt, vergeßt dabei nicht, daß ihr durch wahre und wirkliche Zärtlichkeit weit mehr ausrichtet als durch Strenge. Opfert gern ein wenig von dem Respect, worauf man gewöhnlich so großes Gewicht legt, um durch euere Liebe und Güte die edlern Triebe zu entwickeln, zu welchen die Furcht keineswegs gehört. Die Furcht ist ein sklavisches Gefühl, mit einem selbständigen Sinne unvereinbar, und geht bei dem erwachsenen Menschen leicht in den Wunsch über, seinerseits andere zu tyranniſiren.

Frau von Krug beklagte in ihrem Herzen die geringe Achtung, welche ihre Kinder vor dem hatten, was sie selbst hochachtete. Sie vergaß dabei, daß wenn man Kinder an Misachtung gewöhnt, ohne ihnen auch einen stichhaltigen Grund dafür anzugeben, man eigentlich nichts anderes gethan, als der Seele die Gewohnheit beigebracht hat, keine Achtung zu hegen, und dann gewinnt die Misachtung das Gepräge eines Charakterzugs, welcher durch das ganze Leben hindurch seine Wirkung äußert, und die Ursache wird, daß man alles, was einem nicht gefällt, mit Geringschätzung betrachtet.

Die Professorin sah mit Zittern voraus, daß sie nicht im Stande sein würde, ihren Sohn zu einer Partie nach ihrem Geschmack zu zwingen, wie sie mit der Tochter gethan, und daß er von einer Verbindung, welche er einmal beschlossen, gewiß nicht zurücktreten würde.

Ihre Gedanken verbannten den Schlaf von ihren Augen, und als sie endlich doch einschlief, träumte sie, daß ihr Sohn sich mit einer in Lumpen gehüllten Bettlerin vermählte, und daß der Graf Stormhjelm gerade in dem Augenblick, wo der Priester ihn mit Albertinen vermählte, sich in den Doctor Bergström verwandelte.

Bei diesem entsetzlichen Traume erwachte die Professorin.

Siebzehntes Kapitel.

Als die Glocke am Freitag Vormittag zehn ſchlug, trat der Graf in den Salon der Profeſſorin.

„Haſt du, liebe Mama, meinen künftigen Schwiegervater ſchon unterrichtet, was wir heute vorhaben?“ fragte der Graf, während er mit der Profeſſorin frühſtückte.

„Das habe ich ſchon geſtern gethan“, antwortete ſie, „und wir haben nnn weiter nichts zu thun, als ihn zu benachrichtigen, wenn der Wagen vorfährt.“

Man kam mit dem Frühſtück zu Ende, der Graf und die Profeſſorin gingen in das Cabinet hinein, und ſie ſagte mit ihrem kalten Lächeln, während ſie auf ihre Uhr blickte:

„Ich werde nun Befehl zum Anſpannen geben.“

„Das iſt nicht nöthig. Mein Wagen ſteht unten und wartet“, ſagte der Graf.

„Nun, da will ich von Krug durch Hans unterrichten laſſen“, ſagte die Profeſſorin und ſtreckte die Hand nach dem Klingelzuge aus, ließ denſelben aber ſofort wieder los, und ſtierte mit Ueberraſchung die Perſon an, welche in dieſem Augenblick ins Zimmer trat.

Es war niemand anders als der Profeſſor ſelbſt.

Daß er, ohne dazu gezwungen zu sein, sich in den untern Zimmern sehen ließ, war etwas, was, seitdem er vor siebenundzwanzig Jahren die obere Etage bezogen, noch nicht ein einziges mal geschehen war.

„Sollte er so verständig sein, sich für Albertinens Verbindung mit dem Grafen Stormhjelm zu interessiren, und seine thörichten Grillen aufgegeben haben?" dachte die Professorin.

Der Professor, ein langer hagerer Mann mit gebückter Körperhaltung, ging auf den Grafen zu, blieb vor demselben stehen, schob die Brille näher an die Augen, und betrachtete den jungen Mann mit einem eigenthümlichen fremdartigen Blick, indem er sagte:

„Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen? Ich kann mich nicht erinnern, Sie schon einmal gesehen zu haben, mein Herr."

„Lieber von Krug", fiel die Professorin mit ihrer scharfen und befehlenden Stimme ein, „du bist wahrscheinlich ein wenig zerstreut. Dieser Herr ist ja unser künftiger Schwiegersohn, der Graf Stormhjelm, welchen du zum Pfarrer begleiten sollst, um das Aufgebot für ihn und unsere Tochter Albertine zu bestellen."

Der Professor drückte die Brille noch fester an die Augen, richtete sich ein wenig gerade und hustete.

„Ah so, — ja, ja, — das kann möglich sein; aber ich kann mich nicht erinnern, daß der Graf die Hand meiner Tochter von mir begehrt, und ebenso wenig, daß ich meine Einwilligung dazu gegeben hätte. Ich kann mich wirklich durchaus nicht entsinnen, daß ich so etwas gethan."

„Der Graf hat meine Einwilligung, und ist auf Grund derselben mit meiner Tochter verlobt."

„Ganz richtig, — will das nicht bestreiten, — hm, hm! — ja, ja, so war es; — die meinige aber dürfte wol auch nöthig sein", sagte der Professor, indem er sich vollends emporrichtete, und nun ganz gerade vor dem Grafen

ſtand. Zugleich fuhr er ſich mit der rechten Hand über die Stirn, wie um eine Erinnerung wachzurufen, und eine dunkelrothe Flamme erglühte auf ſeiner pergamentfarbenen Wange, als die Profeſſorin in ihrem zurechtweiſenden Ton antwortete:

„Ich kann nicht einſehen, weshalb der Graf ſich an dich zu wenden brauchte, wenn er die Zuſage der Hand meiner Tochter bereits von mir erhalten hat.“

Dieſe Worte ſchienen die Erinnerung, welche der Seele des Profeſſors bisjetzt nur dunkel vorgeſchwebt, vollkommen wieder zum Leben zu erwecken; denn ſein Blick verlor wie auf einen Zauberſchlag den zerſtreuten Ausdruck, und ruhte nun mit ruhigem Ernſt auf dem Grafen, während er, ohne ſeiner Gattin zu antworten, zu dem ihm zugedachten Schwiegerſohn ſagte:

„Es wäre mir wünſchenswerth, zu wiſſen, wie es kommt, daß Sie ſich nicht an mich gewendet haben, Herr Graf?“

„Dies, Herr Profeſſor, iſt deshalb nicht geſchehen, weil die gnädige Frau mir ſagte, Sie miſchten ſich nicht in Familienangelegenheiten.“

„Ja, ja, das iſt vielleicht ganz wahr; aber — aber Sie hätten ſich nicht — von — von — meiner Frau leiten laſſen ſollen, da Sie ja nicht wiſſen konnten, was ich von der Sache dächte, Herr Graf. Wenn man einen Satz conſtruiren will, ſo darf man den Hauptbegriff durchaus nicht überſehen. Sie wollen alſo meine Tochter heirathen?“

„Ja, Herr Profeſſor, wenn Sie Ihre Einwilligung dazu geben wollen?“

„Was ſoll das heißen, von Krug? Warum miſcheſt du dich in Dinge, die dich nichts angehen?“ rief die Profeſſorin dunkelroth vor Zorn und nicht im Stande, ihren Aerger länger zu unterdrücken.

„Liebes Kind, ich glaube, daß du gegenwärtig zu den untergeordneten Begriffen gehörſt, und ich muß dich

daher bitten zu schweigen, während der Graf und ich den Hauptbegriff analysiren."

„Bist du denn ganz übergeschnappt?" rief die Professorin.

„Hm, hm, — ich wünschte wirklich, daß du Schweigen beobachtetest, liebes Kind", entgegnete der Professor, und wendete seinen Blick wieder auf den Grafen.

„Sie wünschen also meine Einwilligung zu Ihrer Verbindung mit meiner Tochter, — nicht wahr, so war es?"

„Ja, Herr Professor", antwortete der Graf. „Diese Einwilligung wird meine Genugthuung erhöhen und mein Glück bekräftigen."

„Ah so, — ja, — sehr leicht möglich. Nun, glaube ich, ist die Sache wie sie sein soll und in richtiger Form angebracht. Nun kann ich antworten, und ich antworte: Herr Graf, diese Einwilligung kann ich Ihnen nicht geben."

Diese Worte wurden nicht mit der gewöhnlichen Sanftmuth des Professors, sondern in klarem, bestimmtem Tone ausgesprochen.

Die Professorin prallte wie vom Schlage gerührt einige Schritte zurück, und der Graf ward bleich, fragte aber mit gedämpfter Stimme:

„Und der Grund dieser Weigerung? Darüber haben Sie wol die Güte, mir Auskunft zu geben, Herr Professor?"

„Nicht mehr als billig. Ich habe zwei Gründe. Pro primo will meine Tochter Sie nicht haben, und pro secundo will ich nicht, daß sie sich mit Ihnen verheirathe. Ich habe ihre Hand einem andern versprochen."

Damit verneigte sich der Professor vor dem Grafen, und wollte das Zimmer verlassen. Dies ging der Professorin aber doch zu weit. Sie stürzte auf ihren Mann zu, packte ihn beim Arme und rief vor Wuth zitternd:

„Hast du denn nicht gehört, daß ich, ich meine

Einwilligung zu dieſer Verbindung gegeben habe, daß ich dem Grafen mein Wort gegeben, und daß meinem Willen gemäß dieſe Heirath ſtattfinden ſoll?"

„Ach ja, liebes Kind, das iſt ſehr möglich, — das glaube ich; — da es aber deine Tochter iſt, die heirathen ſoll, und nicht du, ſo kann daraus nichts werden, Herr Graf", ſetzte der Profeſſor dann mit ſanftem Ernſte hinzu; „machen Sie es meiner Frau doch klar, daß Sie meine Tochter nicht gegen meinen und ihren Willen heirathen können, und das Sie als ehrlicher Mann dies auch nicht wollen."

„Aber ich, ich habe doch wol auch ein Wort mitzureden, wenn es mein Kind iſt."

„Sehr wahr, liebes Kind; aber vor dem Geſetz will das nichts ſagen", entgegnete der Profeſſor. „Leben Sie wohl, Herr Graf. Ich gebe meine Zuſtimmung zu dieſer Verbindung unter keiner Bedingung, — hörſt du wol, liebes Kind? — unter keiner Bedingung."

Mit dieſen Worten verließ der Profeſſor das Zimmer, und die Profeſſorin blieb unbeweglich ſtehen. Die Stimme des Grafen rüttelte ſie auf.

„Gnädige Frau", ſagte er, „Sie hätten ſich von der Geſinnung des Profeſſors unterrichten, und mich nicht in Hoffnungen wiegen ſollen, die nun niemals in Erfüllung gehen können. Sie hätten mir dann den Schimpf und die Demüthigung erſpart, von den Leuten hören zu müſſen, ich, Graf Stormhjelm, ſei genöthigt worden, von der Verlobung mit Ihrer Tochter wieder zurückzutreten."

Hiermit eilte der Graf aus dem Zimmer, und im nächſten Augenblick rollte ſein Wagen davon.

Achtzehntes Kapitel.

Wenn die Wagenräder des Grafen über das Herz der Professorin gegangen wären, so hätten sie ihr keinen größern Schmerz zufügen können, als welchen sie jetzt ohnehin hervorriefen. In einem einzigen Augenblick waren ihre schönen Hoffnungen zerrissen, vernichtet und selbst beschimpft worden. Trotz dieser Demüthigung kehrten aber ihre Gedanken immer wieder zu dem Sohne und der Jüdin zurück. Sie hätte diese undankbaren Kinder zermalmen mögen, welche alle von ihr gehegten Hoffnungen auf eine glänzende Stellung in der Gesellschaft vereitelten, die sie zum Gegenstand des Stadtgesprächs, ja vielleicht des Gelächters machten. Sie fühlte, daß sie Albertinen diese Demüthigung und den Spott, den sie mit ihren Wünschen getrieben, niemals würde verzeihen können. Ihre Erbitterung war grenzenlos.

Ihre erste Bewegung war, sich der Thür zu nähern, um zu ihrer Tochter hinaufzugehen; sie that sich jedoch Einhalt und murmelte:

„Nein, ich will erst meine aufgeregten Gefühle zu beruhigen suchen, ehe ich etwas zu ihr sage. Ich will zu der Unglücklichen mit vernichtender Kälte sprechen und

nicht unter dem Einfluß meines gerechten Zorns. Ich will sie die ganze Schwere einer kalten, unversöhnlichen Erbitterung fühlen lassen, sowie daß sie ihre Mutter auf eine Weise beleidigt hat, welche niemals verziehen werden kann."

Sie streckte wieder die Hand nach dem Klingelzug aus und schellte.

Martha ward an der Thür sichtbar.

„Höre Sie, Martha! Hat Sie vielleicht bemerkt, daß der Professor heute oder gestern Besuch gehabt hat?" fragte die gnädige Frau, welcher es nicht in den Kopf wollte, daß Albertine auf eigene Faust sich an ihren Vater gewendet hätte, der noch niemals zwei Worte hintereinander mit seiner Tochter gesprochen. Sie begann zu fürchten, daß bei dem, was geschehen, ihr Sohn die Hand mit im Spiele gehabt habe.

„Ja, gestern Abend, als Sie Gesellschaft hatten, gnädige Frau, sah ich einen Herrn und eine Dame zu dem Herrn Professor hinaufgehen?"

„Kannte Sie diese?"

„Den Herrn nicht recht; die Dame aber erkannte ich am Kleide?"

„Und wer war es?"

„Fräulein Albertine. Der Herr sah mir beinahe aus wie —"

„Mein Sohn, der Districtsrichter?" fiel die Professorin mit bebenden Lippen ein.

„Nein, wie Doctor Bergström."

„Ha!" rief die Professorin und befahl Martha durch einen Wink, das Zimmer zu verlassen.

Als die Professorin allein war, begann sie heftig im Zimmer auf- und abzugehen, während folgende Worte sich über ihre Lippen Bahn brachen:

„Ha, ich hätte ihm mistrauen, ich hätte gegen diesen Mann mit seiner höflichen Weise und seinem unerschütterlichen Willen auf meiner Hut sein sollen; gegen

dieſen Glücksritter, von dem ich gleich hätte vorausſetzen können, daß er meine Pläne zu durchkreuzen ſuchen würde. Ich hätte meine ehrvergeſſene Tochter beſſer überwachen ſollen. Und von Krug, welcher ſagte, er habe Albertinens Hand einem andern verſprochen. Warten Sie, warten Sie, Herr Doctor", fuhr ſie ſtammelnd fort; „es iſt nicht genug, daß Sie ſich die Einwilligung des Vaters erſchwindelt haben. Sie ſollen ſich auch nicht mit einem Schatten von Ehre mit meiner Tochter vermählen können; denn in demſelben Augenblick, wo Sie dies thun, verſtoße ich ſie."

Nun ging die Profeſſorin mit raſchen Schritten durch den Salon, die Treppe hinauf und direct zu ihrem Gemahl. Sie öffnete raſch die Thür und trat mit einer Haltung und Miene ein, welche bewies, daß ſie völlig zum Kampfe gerüſtet war.

Sie traf ihren Gatten in ungewöhnlicher Gemüthsbewegung, wie es ſchien, in dem Zimmer auf- und abgehend. Aus dem ganzen Ausſehen des alten Mannes konnte man ſchließen, daß er durch einen gewaltigen Druck von außen gänzlich der Welt, in welcher ſeine Seele zu weilen pflegte, entriſſen, und in eine geſchleudert worden, die ihm vollkommen unbekannt war. Er glich einem Blinden, welcher plötzlich das Augenlicht wiedererhalten, und ſich nun verwirrt unter unbekannten Gegenſtänden umſchaut.

Als die Profeſſorin mit ſo vielem Geräuſch eintrat, wendete er ſeinen Blick auf ſie. Bei ihrem Anblick kam wieder die dunkle Flamme auf den gelbbleichen Wangen zum Vorſchein.

„Du wirſt dich wol nicht wundern", hob die Profeſſorin an, „wenn ich von dir eine Erklärung über dein Benehmen verlange. Ich glaube ein Recht dazu zu haben."

„Sehr richtig, liebes Kind; aber ich glaube, auch ich bedarf einer Erklärung. Ja, ja — ſo iſt es."

„Höre, von Krug, ſeit wann iſt es Gebrauch, daß

du dich in Sachen miſchest, welche dich nichts angehen, die nur mich berühren und in welche ich allein zu ſprechen habe. Darf ich wiſſen, ſeit wann dieſer Gebrauch eingeführt iſt."

„Ich kann mich nicht entſinnen, daß irgendwo geſchrieben ſtünde, ein Vater habe nichts mit ſeinen Kindern zu ſchaffen. Es iſt mir nicht erinnerlich, jemals etwas Derartiges geleſen zu haben. Seit geſtern Abend glaube ich klar einzuſehen, wie unrecht man thut, deshalb, weil das Kind unglücklicherweiſe dem weiblichen Geſchlecht angehört, zu vergeſſen, daß man Vater iſt. Ebenſo ſagt mir die Vernunft, daß man einer Frau niemals unumſchränkte Macht laſſen darf, denn dann geſchieht was hier geſchehen iſt — ſie misbraucht dieſelbe, wird despotiſch, grauſam und tyranniſch. Ja, liebes Kind, ſo iſt es."

„Kann ich vielleicht erfahren, wer der friedliebende Menſch iſt, der deine Gedanken auf dergleichen Dinge geführt und dich verleitet hat, den einfältigſten Streich zu begehen, den man ſich denken kann, nämlich eine Verlobung rückgängig zu machen, nachdem die ganze Welt ſchon weiß, daß die Vermählung ſo nahe bevorgeſtanden hat? Alſo hörſt du? Ich will den Namen des Elenden wiſſen, welcher einen Narren, wie du biſt, gegen ſeine Frau aufgehetzt hat."

Der Profeſſor richtete ſich auf und betrachtete ſeine zärtliche Ehehälfte mit klarem, feſtem Blick.

„Weib", rief er, „ich bin deines Regiments müde! Stimme deshalb den Ton ein wenig herab! Du biſt eine ſchlechte und harte Mutter, denn du willſt deine Tochter gegen ihren Willen zu einer Heirath zwingen, und dies hat meinen Verdruß oder vielmehr meinen Zorn erweckt, denn ich verabſcheue allen Druck. Frei iſt der Menſch geboren und keiner hat das Recht, den andern zu unterdrücken. Du haſt dies thun wollen, und deshalb ſage ich jetzt: Weib, dein Regiment über deine Tochter iſt zu Ende! Das Mädchen ſteht unter meinem Schutz, und ich

habe meine Einwilligung zu der Wahl gegeben, die ihr Herz getroffen hat."

Die Professorin trat ihrem Gatten einen Schritt näher und sagte mit unheilverkündendem Ausdruck:

„Und diese Wahl ist wol auf Doctor Bergström gefallen?"

„Ja, auf einen jungen Mann, der meine ganze Achtung besitzt, der mir alle die Pflichten, die ich vergessen, und die Macht, die ich mir entwinden lassen, ohne zu ahnen, daß sie von dir so grenzenlos gemisbraucht würde, vor Augen gehalten hat."

„Und du, ein Herr von Krug, ein Edelmann, ein Mann von guter Familie, dessen Frau ebenfalls einem alten hochangesehenen Geschlecht angehört, du willst deine Tochter an den Sohn deines Gärtners verheirathen?"

„Warum nicht? Mein Urgroßvater war auch Gärtner, aber dies hinderte meinen Großvater nicht, Hofgerichtsassessor zu werden — folglich, liebes Kind, ist die Sache abgemacht."

Die zerstreuten Blicke des Professors schienen zu verrathen, daß es ihm nun schwer werden würde, noch länger bei dem Gegenstand, über welchen man jetzt sprach, zu verweilen.

„Aber ich, ich, Sophie Övickfelt, ich sage, daß diese Heirath niemals stattfinden, daß meine Tochter, verstehst du, nicht wagen soll, sich ohne meine Einwilligung zu vermählen."

Die Professorin stand, nachdem sie dies gesagt, im Begriff, das Zimmer zu verlassen; ihre gellende Stimme aber und ihre zornigen Worte erinnerten den Professor wieder an die Gegenwart und an den Schutz, den er seiner Tochter versprochen. Er legte deshalb seine magere Hand auf ihren Arm und that ihr Einhalt. In dem tiefliegenden Auge blitzte es vor Zorn, und er sagte langsam:

„Laß das Mädchen in Frieden — ich will es."

„Du willst es", rief sie mit Hohngelächter.

„Reize mich nicht, Weib, sondern höre mich! Ich habe schon zu viel Zeit an dich verschwendet. Wenn du auch ferner noch dein Haus allein regieren und so viel Geld bekommen willst als du brauchst, so kann dies nur dadurch geschehen, daß du das Mädchen in Frieden läßt. Solltest du deine wilde Laune gegen sie loslassen, so ist es aus mit deiner Macht und ich gebe dir nicht zwei Stüber mehr. Nun will ich allein sein.“

Damit schob er sie zur Thür hinaus und schloß diese dann hinter ihr zu. Als er wieder allein war, seufzte er wie aus erleichtertem Herzen tief auf und murmelte:

„Nun kann ich doch in Ruhe zu meinen lieben Büchern zurückkehren. Hm, hm, es ist doch eine entsetzliche Geschichte mit dem Weibsvolke! Hm, hm, vielleicht sollte ich jetzt einmal zu dem Mädchen gehen; ich möchte ihr gern alles Unangenehme soviel als möglich ersparen. Hm, hm, ich sollte mich wol um sie bekümmern, nachdem ich solange vergessen, daß sie mein Kind ist?“

Während dieser Betrachtungen ging er gleichwol und setzte sich an seinen Schreibtisch. Hier fielen seine Augen auf ein aufgeschlagenes Buch.

Es war ein funkelnagelneues philosophisches Werk. Beim Anblick desselben ward die Versuchung zu stark; er guckte die erste Seite an, und nun war es mit allen Gedanken aus. Im nächsten Augenblick hatte er sich in die Lectüre des interessanten Werks vertieft.

Neunzehntes Kapitel.

Die Professorin glaubte einen Augenblick lang, der Schlag müsse sie rühren als sie vor der Thür ihres Mannes stand und hörte, daß der Schlüssel zweimal im Schlosse herumgedreht ward. Schwache Nerven waren aber nicht ihr Gebrechen. Auch blieb sie nicht still stehen, sondern ging mit schnellen Schritten die Treppe hinunter. Als sie an dem Zimmer ihrer Tochter vorbeikam, blieb sie stehen, und schien Lust zu haben, zu ihr hineinzugehen, überwand jedoch dieses Gefühl sofort wieder und setzte ihren Weg weiter fort bis in ihr Zimmer.

Hier angelangt, zog sie die Klingel. Martha trat ein und erhielt Befehl, den Diener zu beauftragen, sofort zum Doctor Bergström zu gehen und diesen zu bitten, die Professorin sobald als möglich zu besuchen.

Der Bote kam zurück und sagte, der Doctor wäre ausgefahren, sein Diener aber würde ihn bei seiner Rückkunft von den Wünschen der gnädigen Frau unterrichten.

Die Professorin gehörte nicht zu den Menschen, welche geschaffen sind zu warten, wenn ihre Gefühle aufgeregt sind. Sie mußte denselben auf eine oder die andere Weise Luft machen. Der Bote hatte daher nicht sobald

den Diener des Doctors erwähnt, als ſie verächtlich den Kopf zurückwerfend rief:

„Hat dieſer Menſch denn einen Diener?“

„Ja wohl, gnädige Frau, und auch eigene Equipage.“

„Gut, ſag' einmal dem Gärtner, daß ich ihn zu ſprechen wünſche.“

Wenige Augenblicke ſpäter trat ein langer, rüſtiger alter Mann von etwa ſechzig Jahren herein. Er war breitſchulterig und ſtark gebaut, mit langem, ſchneeweißem, lockigem Haar, welches ein wirklich ſchönes Greiſenantlitz einrahmte, deſſen Züge Biederkeit und einen hohen Grad von Charakterſtärke verriethen.

Er trug einen einfachen blauen Rock, der ihm das Anſehen eines Handwerkers gab.

Der Alte machte eine leichte Verbeugung vor der Profeſſorin, und blieb, ohne eine Frage beizufügen, ſtumm und gerade in kurzer Entfernung von der Thür ſtehen.

„Ich habe Sie rufen laſſen“, hob die Profeſſorin an „um wieder auf eine Unterredung zurückzukommen, die wir im vorigen Herbſt hatten und wobei wir zu keinem Reſultat gelangten, nämlich wegen Ihres Wegzuges. Ich wünſche, daß Sie meinen Dienſt verlaſſen.“

„Dies haben Sie mir ſchon einmal geſagt, gnädige Frau“, entgegnete der Alte, „und was ich damals antwortete, antworte ich auch jetzt. Wenn der Contract abgelaufen iſt, gehe ich; bis dahin aber bleibe ich auf meinem Platz. Der Contract iſt übrigens auch von dem Herrn Profeſſor unterzeichnet und kann nur von dieſem gekündigt werden.“

„Aber ich bin es, von der Sie in Dienſt genommen worden ſind, und wenn ich unzufrieden mit Ihnen bin, ſo habe ich auch wol das Recht, Ihnen zu kündigen.“

„Dieſes Recht haben Sie allerdings, gnädige Frau; dazu gehört aber erſtens, daß die Kündigung zu der im Contract beſtimmten Zeit, oder wenn der Contract ab-

gelaufen ist und erneuert werden soll, sowie durch den Herrn Professor selbst geschieht.“

„Ihr Contract sollte mich also nöthigen, Sie gegen meinen Willen zu behalten?“

„Ja, dafern Sie nicht beweisen können, gnädige Frau, daß ich mir Fahrlässigkeiten oder Pflichtversäumnisse zu Schulden gebracht. Dies können Sie aber nicht.“

„Aber ich sollte doch meinen, wir könnten den Contract durch beiderseitige Uebereinkunft aufheben?“

„Allerdings könnte dies durch den Herrn Professor und mich geschehen, aber ich habe dazu keine Lust. Ich habe alles erfüllt und werde alles erfüllen, was der Contract mir auflegt, und bleibe daher auf meinem Platz bis der Contract abgelaufen ist.“

„Aber wenn ich Ihnen irgendeine Summe, die Sie selbst bestimmen sollen, zahle, werden Sie dann auf meinen Vorschlag eingehen?“

„Nein! Ich bin nicht aus Noth Ihr Gärtner, brauche deshalb meine Rechte nicht zu verkaufen und denke auch nicht daran, es zu thun. Dies ist mein fester Entschluß, und davon gehe ich nicht ab. Wünschen Sie noch etwas weiter von mir, gnädige Frau?“

„Nein, Sie können gehen.“

Die Professorin war nahe daran, vor Aerger zu ersticken, und sie brannte vor Ungeduld, ihre Wuth an der Ursache desselben, dem verhaßten Doctor, auszulassen.

Es verging jedoch eine Stunde nach der andern ohne daß ein Doctor kam, Als es sieben schlug, dachte sie mit heimlichem Triumph:

„Der elende Feigling, welcher den Frieden meines Hauses gestört, Mann und Kinder gegen mich aufgehetzt hat, wagt sich nicht hierher. Nein, er schämt sich und fürchtet sich, mir, die er auf so furchtbare Weise beleidigt, vor die Augen zu treten.“

In diesem Augenblick meldete der Diener:

„Doctor Bergström!“

„Ich laſſe ihn bitten, einzutreten; dann bin ich für ſonſt niemand weiter zu Hauſe", antwortete die Profeſſorin, darüber daß der Doctor kam, noch mehr aufgebracht, als ſie den Augenblick vorher über ſein Ausbleiben triumphirt, denn als feig konnte ſie ihn nun nicht verachten.

Der Doctor trat ein. Sein Geſicht war ernſt, ſein Gruß höflich, aber kalt. Es lag in dem ganzen Weſen dieſes Mannes etwas, was der Profeſſorin imponirte, und gerade dies ſteigerte ihre Erbitterung. Mit ſeinen klaren tiefblauen Augen beherrſchte er ſie ſo, daß ſie trotz ihres aufgeregten Gemüthszuſtandes die gewöhnliche äußere Höflichkeit gegen ihn beobachten mußte, — etwas, wozu er nach ihrer Meinung durchaus nicht berechtigt war. Die ganze äußere Erſcheinung des Doctors trug ſo unverkennbar das Gepräge von Seelengröße, daß dies Einfluß auf alle ſeine Bewegungen äußerte. Auf der ſtolzen hohen Stirn thronte eine edle Würde.

Schweigend hatte der Doctor die Profeſſorin begrüßt, und zwang ſie durch ſein Schweigen, ihn anzureden.

„Ich brauche Ihnen wahrſcheinlich nicht zu ſagen, weshalb ich Sie zu ſprechen wünſche", begann ſie und machte mit der Hand eine Bewegung, durch welche ſie ihn aufforderte, Platz zu nehmen.

„Allerdings habe ich dieſen Ruf von Ihnen erwartet", antwortete der Doctor kalt.

„So — Sie haben ihn erwartet?"

In den Augen der Profeſſorin blitzte es.

Der Doctor machte eine ſtumme Verbeugung.

„Ihr Gewiſſen ſagte Ihnen alſo, daß Sie mich beſchimpft haben, und daß ich von Ihnen Genugthuung fordern würde?"

„Nein, geehrte Frau, mein Gewiſſen hat mir nichts anderes geſagt, als daß ich recht gehandelt. Mein Verſtand dagegen ließ mich einſehen, daß Sie vielleicht eine

Erklärung verlangen würden, und diese bin ich bereit, zu geben."

„Wenn dieser Mann aus meinem eigenen Blute stammte, könnte er nicht stolzer sein als er ist", dachte die Professorin. „Dieser Stolz ist aber bei ihm Unverschämtheit."

Laut setzte sie dann hinzu:

„Welchen Namen werden Sie einem Manne geben, welcher weiß, daß die Mutter des Mädchens, welche es ihm gelungen ist, zum Ungehorsam und zur Pflichtvergessenheit zu verleiten, seiner Liebe niemals ihren Beifall schenken wird, und der gleichwol diese in seinem Herzen nährt und sich durch Eigennutz oder Leidenschaft zu der niedrigen That verlocken läßt, den Gatten gegen die Gattin aufzuhetzen, Zwietracht zwischen Eheleuten zu säen, und durch seine Intriguen Anlaß zu einem empörenden Skandal zu geben? Sagen Sie, glauben Sie wirklich, daß er Anspruch machen kann, als ein ehrlicher Mann betrachtet zu werden?"

„Nein, ein Mann, der sich zu so schändlichen Handlungen hergäbe, wäre ein niedriger, ein verächtlicher Mensch. Aber, geehrte Frau, der Mann, der mit reiner, tiefer und ernster Miene ein Mädchen liebt, und dessen Vereinigung mit ihr sich kein anderes Hinderniß entgegenstellt als das Vorurtheil, ein solcher hat das Recht, seiner Liebe treu zu bleiben, wenn er sich auch fern hält. Sollte die Mutter aber sich so weit vergessen, den Gefühlen ihrer Tochter Gewalt anthun zu wollen, sie zu zwingen, einen andern zu heirathen, den sie verabscheut, und sie dadurch zu einer der unnatürlichsten und unmoralischsten Handlungen im Leben zu verleiten, dann, Frau Professorin, erfüllt er seine Pflicht, wenn er der Armen in ihrem Vater einen natürlichen Beschützer verschafft, und dies, Frau Professorin, heißt wie ein Mann von Ehre handeln."

„Ah, mein Herr, Sie scheinen mir eine moralische

Vorleſung halten und durch Ihre glatten Worte Ihr niedriges Benehmen beſchönigen zu wollen. Glauben Sie aber nicht, daß ich mich dadurch irre machen laſſe. Sie haben trotz Ihrer ſtolzen Worte auf Rönby ein heimliches Verhältniß mit meiner Tochter unterhalten und ſie zu einem Widerſtand angeſpornt, den ſie ohne Sie niemals zu zeigen gewagt haben würde. Sie haben ſich dann mit der Keckheit eines Abenteurers bei meinem Manne eingeſchlichen und ihn verlockt, eine Verbindung rückgängig zu machen, welche die Zukunft meiner Tochter ſicher geſtellt hätte, während ſie nun, nachdem ſie dank Ihrer Fürſorge abgebrochen worden, eine Quelle der Verleumdung werden kann. Ha, Sie glauben vielleicht auf dieſe Weiſe und mit Unterſtützung meines Mannes dahin zu gelangen, daß meine Tochter, um ihre Ehre zu retten, keinen andern Ausweg hat als ſich mit Ihnen zu vermählen."

„Auch hierin, gnädige Frau, irren Sie ſich", entgegnete Bergſtröm. „Erſtens habe ich kein Verhältniß mit Ihrer Fräulein Tochter unterhalten. Seit meiner Abreiſe von Rönby bin ich weder ſchriftlich noch mündlich mit ihr in Berührung gekommen. Ich hatte das heilige Gelübde gethan, durch keinen Schritt, wie unſchuldig derſelbe auch an und für ſich wäre, ſie bloßzuſtellen, und dieſes Verſprechen habe ich gehalten. Ich gehöre nicht zu denen, welche ihr Wort brechen, und die Ehre des Weſens, welches ich einmal mein Weib zu nennen hoffe, iſt mir zu lieb, als daß ich leichtfertig damit ſpielen ſollte."

„Ihre Worte, mein Herr, ſind ſo dreiſt, daß ſie nur mit der Schamloſigkeit verglichen werden können, womit Ihr Vater ſich weigerte, meinen Dienſt zu verlaſſen. Vielleicht wollen Sie auch beſtreiten, daß Sie meine Tochter verlockt haben, Sie zu beſuchen, daß Sie heimliche Zuſammenkünfte mit ihr gehabt?"

Ein leichtes Zucken der Augenbrauen war die einzige Wirkung, welche dieſe Worte auf Doctor Bergſtröm

äußerten, und er hob, ohne dieſelben weiter zu beachten, wieder an:

„Sie ſagen, gnädige Frau, daß ich mir durch Skandal die Hand Ihrer Tochter zu erzwingen ſuchen wolle; aber mit dieſer Behauptung haben Sie völlig unrecht. Wenn ich dies wollte, ſo hätte ich ganz anders gehandelt, und glauben Sie mir, unter zehn Männern würden vielleicht neun kein Bedenken getragen haben, ihre Vortheile zu benutzen, um eine ſtolze und harte Mutter zu bezwingen und zu demüthigen. Wenn Ihre Tochter ſich irgendeines Vergehens ſchuldig gemacht hätte, ſo wäre ſie zu entſchuldigen geweſen; Sie aber, gnädige Frau, hätte man mit Recht als die Urſache dazu anklagen können. Sie haben durch Ihre Tyrannei und Ihre Härte ſie zur Verzweiflung getrieben und ſo unglücklich gemacht, daß ihr kein anderer Ausweg blieb als zu mir zu fliehen, um Schutz gegen die Gewalt zu ſuchen, welche Sie ihren Gefühlen anzuthun für gut fanden.“

„Alſo Albertine ſelbſt war es, die Sie um Ihren Beiſtand anging?“ rief die Profeſſorin mit erglühenden Wangen.

„Nachdem ſie vergebens zu den Füßen ihrer Mutter gebettelt, entfloh ſie aus ihrem älterlichen Hauſe zu mir.“

Die Profeſſorin zuckte zuſammen und ward todtenbleich. Der Doctor fuhr fort:

„Ihre Tochter weilte unter meinem Dach. Ich hatte ſie in meiner Gewalt, aber ich liebte ſie viel zu ſehr, um ſie wegen des Vertrauens, welches ſie mir bewies, nicht zu verehren und zu bewundern, und dies machte ſie in meinen Augen heilig. Ich gebot meinen egoiſtiſchen Leidenſchaften Schweigen, und ich führte Ihre Tochter wieder zu dem geſetzmäßigen Beſchützer ihrer Rechte zurück, indem ich ſie den Händen ihres Vaters anvertraute. Er war der, dem es zukam, über ihr zu wachen und ihr eine Freiſtätte gegen alle Gewaltthat an ihren Gefühlen zu geben; dazu war der Vater durch die Natur und das

Geſetz berechtigt. Sie können daher nicht behaupten, daß ich die ſtrengſten Forderungen der Ehre auf irgendeine Weiſe übertreten hätte."

„So? Dann war es wol auch ſtreng ehrenhaft, daß Sie mich in eine feindliche Stellung zu meinem Gatten verſetzten? Sie glauben wol ſich mit meiner Tochter vermählen zu können, wenn Sie ſeine Einwilligung haben? Sie glauben, die meinige entbehren zu können?"

„Nein, dazu bin ich ſowol zu gewiſſenhaft als auch zu ſtolz", entgegnete der Doctor, indem er ſich erhob. „Solange Sie mir nicht freiwillig die Hand Ihrer Tochter überlaſſen, wird ſie nicht mein Weib. Das iſt ein Gelübde, welches ich gethan, weil ich die Perſon, die ich liebe, der heiligſten ihrer Pflichten — der eines Kindes gegen ſeine Mutter — niemals untreu machen will oder machen werde. Und nun, nachdem ich mich über meine Handlungsweiſe erklärt, gnädige Frau, erlauben Sie wol, daß ich mich entferne. Ein Patient, den ich heute operirt, bedarf meiner."

„Ich habe nichts dagegen, mein Herr, und will Ihnen blos noch ſagen: Noch niemals bin ich meinem Wort untreu geworden, und deshalb hoffe ich, daß ich es auch nun nicht werde. Ich habe einmal geſagt und wiederhole es: Meine Tochter ſoll niemals Ihren Namen tragen — niemals Ihr Weib werden."

„Dann wird ſie unvermählt bleiben, denn niemals wird ſie einen andern Namen tragen, niemals einem andern als Gattin angehören. Ich bin ſo gewiß als ich hier vor Ihnen ſtehe, überzeugt, daß ich Albertine noch einmal mit Ihrer Einwilligung, gnädige Frau, zum Altar führe."

„Und ich ſollte dadurch eine nahe Verwandte meines Gärtners werden? Ach, mein Herr, Sie ſind von Sinnen! Nein, hegen Sie keine ſo wahnwitzige Hoffnung. Sie ſind die Urſache, daß ich dem Grafen Stormhjelm als Schwiegerſohn entſagen muß, und dies, mein Herr, werde

ich Ihnen niemals verzeihen; niemals werde ich aufhören, Sie deswegen zu haſſen."

„Es wird ein Tag kommen, gnädige Frau, wo ich Sie bewege, Ihren Haß zu vergeſſen und mir Ihre Hochachtung zu ſchenken."

Der Doctor verneigte ſich und verließ das Zimmer.

Einen Augenblick lang blieb er unentſchloſſen und zögernd im Vorzimmer ſtehen. Er warf einen Blick auf die Treppe, welche zu des Profeſſors und Albertinens Zimmer hinaufführte, als ob er ſich verſucht fühlte, hinaufzugehen. Aber dieſes Zögern dauerte nur einen Augenblick, dann ging er raſch in den Hof hinaus; anſtatt aber den Weg nach dem Thore zu nehmen, lenkte er ſeine Schritte nach dem Garten.

Rechts, unmittelbar vor dem Gitterthore des Gartens, ſtand ein kleines, rothes Haus, welches von dem Gärtner bewohnt ward. In dieſes ging der Doctor hinein, öffnete eine Thür und trat in ein großes Zimmer. In dem Ofen praſſelte ein luſtiges Feuer, und vor demſelben ſaß in einem altmodiſchen Seſſel der Gärtner Bergſtröm. Er war an einem vor ihm ſtehenden Tiſch beſchäftigt, eine Menge Sämereien zu ſortiren.

Das Mobiliar des Zimmers beſtand aus einem altväteriſchen Bett mit gegatterten Vorhängen, einer ebenſo alten Schreibkommode von Eichenholz, einem halben Dutzend weißangeſtrichenen Stühlen, einem dergleichen Sofa und einem großen Schranke mit einer Menge Schubfächer, an welchen Etiketten mit den Namen der darin enthaltenen Sämereien befeſtigt waren. Eine Kukuksuhr ſtand in ihrem Gehäuſe neben der Thür. Die Fenſter waren mit Blumentöpfen beſetzt.

Der Gärtner war ohne Rock, trug aber unter ſeiner Weſte ein ſchneeweißes Hemd, und hatte eine reine, blaue Leinwandſchürze umgebunden.

Als der Sohn die Thür öffnete, richtete Bergſtröm den Kopf empor und ſah den Eintretenden an.

„Ah, du biſt es, Richard?“ ſagte er und nickte dem Sohn freundlich zu. „Ein abſcheuliches Wetter heute Abend“, fuhr er fort und zeigte auf den naſſen Ueberrock, den ſein Sohn eben im Begriff ſtand, auszuziehen.

Nachdem Richard dem Vater die Hand gedrückt, zog er einen Stuhl an den Tiſch und ſetzte ſich ihm gerade gegenüber.

„Papa“, hob er an, „ich komme direct von der Profeſſorin.“

„Biſt du ihr Arzt?“ fragte der Alte. „Wenn dies der Fall iſt, ſo gib der alten Hexe etwas, was den Hochmuth in ihr dämpft. Sie iſt ein eingefleiſchter Teufel; mit mir aber kommt ſie nicht weit. Allerdings hat ſie es ein paar mal verſucht, aber es nützte nichts. Hat ſie dich vielleicht hergeſchickt, um mich zu bitten, daß ich mich zum Teufel ſchere?“

„Nein, durchaus nicht. Einen ſolchen Auftrag bin ich nicht geſchaffen auszurichten.“

„Na, wenn du nach mir gerathen biſt, ſo wirſt du dir auch nicht an der Naſe herumſpielen laſſen. Ich möchte nur wiſſen, was dem alten Weibe auf einmal in den Kopf gefahren iſt, daß ſie mich durchaus fortjagen will.“

„Den Grund davon haſt du nur in mir zu ſuchen, lieber Vater; ſie iſt aufgebracht gegen mich.“

Der Alte betrachtete ſeinen Sohn aufmerkſam durch ſeine Brille hindurch.

„Nun, was haſt du ihr denn gethan?“

„Ich liebe ihre Tochter.“

„Junge, biſt du von Sinnen?“ rief der Vater und ſchlug mit der geballten Fauſt auf den Tiſch, daß die Samenkörner in die Höhe hüpften; „haſt auch du Luſt, wegen dieſes hochmüthigen Volks dein Glück und dein Leben aufs Spiel zu ſetzen? Ich dächte, wir hätten in dieſer Hinſicht ſchwer genug gebüßt, und es könnte nun gut ſein.“

„Laſſen wir meine Liebe und deren Gegenſtand beiſeite, und glaube mir, lieber Vater, daß ich nicht zu den Menſchen gehöre, welche ihr Misgeſchick dem Hochmuth anderer zur Laſt legen. Kommen wir wieder auf die Profeſſorin zurück. Ihr Stolz fühlt ſich durch meine Kühnheit, mich als ihresgleichen zu betrachten, tödlich verletzt. Alle, die mit mir in Verwandtſchaft ſtehen, ſind ihr verhaßt, und deshalb frage ich nochmals: warum willſt du, lieber Vater, der du es nicht brauchſt, ſondern ein ganz hübſches Vermögen beſitzeſt, fortfahren, von andern abhängig zu ſein, während du in deinem Alter ein ganz ruhiges und unabhängiges Leben führen könnteſt? Wer ſein ganzes Leben lang gearbeitet und geſtrebt hat, der hat auch gewiß das Recht, in ſeinem Alter die Früchte davon zu genießen. Ich kenne niemand, der dazu mehr berechtigt wäre als du, lieber Vater. Warum willſt du dich zum Sklaven der Launen und des Hochmuths der Menſchen machen, da du doch, wenn auch nicht bei mir — was du beſtimmt verweigert haſt —, doch von deinem eigenen Vermögen, welches mehr als hinreichend iſt, bequem leben kannſt?“

„Höre Richard, ich glaube dir ſchon einmal geſagt zu haben, daß du dich meinetwegen nicht zu beunruhigen brauchſt, daß das Leben, welches ich führe, meinen eigenen Wünſchen entſpricht, und daß ich es nicht ändern will. Dies aber ſcheint dir nicht zu genügen, du kommſt immer wieder auf denſelben Gegenſtand zurück. Wohlan, dann will ich dir meine Gründe mittheilen. Siehſt du, ich bin in der arbeitenden Klaſſe geboren und erzogen. Wol hätte ich, ebenſo wie du, mir Kenntniſſe aneignen und auf dieſe Weiſe aus der Klaſſe, in der ich geboren bin, heraustreten können; mein Vater aber dachte anders. «Die Kinder der Arbeiter müſſen Arbeiter bleiben», war ſeine Anſicht, und ich ward Arbeiter. Die Arbeit meiner Hände macht für mich daſſelbe aus, wie die des Denkens für dich. Die Hände ſind meine ſchaffende Fähigkeit; ich

ziehe aus der Erde ſchöne Gewächſe, und freue mich darüber. Wenn ich in meinen jungen Jahren zuweilen auf meinen Spaten gelehnt ſtand und mit Neid an die dachte, welche Arbeiter im Reiche des Gedankens geworden, ſo ſöhnte ich mich dennoch gleich darauf durch Fleiß und Ausdauer mit meinem Schickſal aus. Ich ward geſchickt in meinem Handwerk, erhielt einträgliche Dienſte, und ſparte aus allen Kräften, um einſt dich zu dem machen zu können, was ich gern ſelbſt geworden wäre, aber nicht ward. Die Arbeit ward meine Freude, mein Leben, die Sparſamkeit meine Gewohnheit. Ich hatte zwei Kinder; ſie machten meine Zukunft aus."

Der alte Mann ſchwieg und ſtützte den Kopf auf die Hand. Es entſtand eine lange Pauſe, welche der Doctor nicht unterbrach. Sein Blick ruhte liebevoll und bekümmert auf dem Vater. Es war offenbar, daß der Sohn wußte, woran der Vater dachte. Endlich hob der Alte wieder an:

„Genug, nur du biſt mir übrig geblieben. Folglich biſt du es, mein Junge, welcher dereinſt die Frucht der Habgier des alten Gärtners — wie die Leute meine Sparſamkeit nannten — genießen wird. Du biſt es, für den ich geſpart habe. Still! Laß mich ausreden. Wenn ich jetzt meine Arbeit niederlegte und mich hinſetzte, um ein bequemes Leben zu genießen, ſo müßte ich vor Langeweile ſterben. Womit ſollte ich mir die endlos langen Stunden vertreiben, — ich, der ich blos gewohnt bin, in meiner Bibel und die Zeitung zu leſen? Womit ſollte ich mir meine bittern Erinnerungen verſcheuchen, — ich, der ich in körperlicher Anſtrengung meine Zerſtreuung und mein Vergnügen finde? Sollte ich vielleicht Freude und Vergeſſenheit darin ſuchen, daß ich mit Leuten meinesgleichen, von ebenſo roher Erziehung, aber noch roherer Natur als ich, in einem Trinkkeller ſäße? Nein, ſo lange dieſe Arme ſtark genug ſind um den Spaten zu führen, ſo lange will ich arbeiten; denn die Arbeit iſt meine Trö-

sterin, meine Freundin und meine Vertraute. Es ist eine Gewohnheit, die mir zur andern Natur geworden. Man beraube mich dieser, und ich vergehe vor Langeweile und Sehnsucht."

„Aber warum willst du dir dann nicht selbst einen Garten kaufen und diesen anbauen? Dann wärest du dein eigener Herr und könntest auch bei deinen Gewohnheiten bleiben."

„Da irrst du dich. Ich habe mein ganzes Leben für andere gearbeitet. Meine Arbeit besser zu machen als ein gewöhnlicher Diener sie macht, meine Obliegenheiten mit größerer Gewissenhaftigkeit zu erfüllen, dies betrachte ich als eine Ehre. Wenn ich jetzt für mich selbst arbeiten sollte, so würde dieses Streben verschwinden, und wenn mein Garten schlechter gepflegt wäre als der andere, so würde mich das nicht rühren; mit einem Worte, es wäre dann aus mit dem gewissenhaften Bemühen, welches jetzt der belebende Trieb meiner Seele ist. Ich würde meine Arbeit ohne Zweck finden, weil sie für meine eigene Rechnung bewirkt würde, und sie wäre dann keine mir liebe Pflicht, sondern ein eigennütziges Bedürfniß; während ich dagegen jetzt finde, daß sie einen höhern Werth hat, wenn sie für andere verrichtet wird. Deshalb, mein Sohn, überlaß den Alten nur seinen sechzigjährigen Gewohnheiten und sich selbst. An dem Tage, wo er dieselben ändern müßte, würde er nicht mehr dieselbe Kraft und Gesundheit besitzen. Glaube mir ein für allemal, daß ich mich von dem, was ein halbverrücktes, altes Weib in seinem Stolz zu sagen beliebt, nicht verletzen lasse. Ich besitzte nicht eure empfindlichen Gefühle, denn ich habe sie nicht durch eine verfeinerte Erziehung eingesogen. Wenn ich mir bewußt bin, daß ich meine Arbeit besser verrichte als andere, daß ich allen meinen Obliegenheiten pünktlich und genau nachkomme, und daß man keinen gerechten Tadel gegen mich aussprechen kann, so rührt es mich weiter nicht, wenn diese Leute sich vornehm und

wegwerfend über mich äußern. Wenn ſie nichts Beſſeres wiſſen als ſich gegen einen tüchtigen und rechtſchaffenen Diener unpaſſend zu benehmen, ſo fällt die Schande auf ſie, nicht auf mich. Ich bin", fuhr der Alte fort, „ſo eitel geweſen, aus dem Sohn des ſchlichten Arbeiters einen tüchtigen Mann machen zu wollen, welcher ſein Stolz werden könnte, und dieſes mein Streben haſt du, Richard, mir glücklich durchführen helfen. Du biſt mein Stolz und meine Freude, und eine andere brauche ich hier im Leben nicht."

„Und niemand auf Erden kann größern Anſpruch haben, daß ſein Sohn ihm Freude mache, als gerade du, lieber Vater, der du ihn von ſeiner zarten Kindheit an auf deine einfache, aber zum Herzen gehende Weiſe gelehrt haſt, was Pflicht und Ehre vom Menſchen verlangen. Wenn ich an meine Knabenjahre zurückdenke, ſo ſtehſt du vor meiner Seele als das verkörperte Bild ſtrenger Rechtſchaffenheit und unbeugſamen Ehrgefühls. Stolz kann ich mich fühlen, dein Sohn zu ſein, denn wenn ich irgendwelche Tugenden beſitze, ſo haſt du durch dein Beiſpiel und dein Wort dieſelben entwickelt."

„Wohlan, mein Sohn", ſagte der alte Gärtner und erhob ſich, indem er ſeine Hand auf die Schulter des Sohnes legte, „mögen dieſe Ariſtokraten, welche von jeher bemüht geweſen ſind, dem Arbeiter ſeine Freiheit zu rauben, und die noch in unſern Tagen ſeine Töchter beſchimpfen, behaupten, wenn ſie es wagen, daß die Kinder des Volks nicht Männer werden können, die eines Platzes in der Geſellſchaft würdiger ſind und ſich um ihr Vaterland verdienter machen als ſie ſelbſt, die nur unterdrücken wollen."

Noch eine Weile dauerte dieſe Unterredung zwiſchen Vater und Sohn, worauf letzterer ſich entfernte, um einen Kranken zu beſuchen.

Zwanzigſtes Kapitel.

Das Leben iſt ein großes Theater. Ein Auftritt, ein Schauſpieler folgt auf den andern, und ſo geht es ins Unendliche fort. Die große Entwickelung aber iſt uns allen unbekannt. Als Erzähler müſſen wir unſere Leſer von der einen Scene zur andern führen, und wenn eine der Perſonen vom Schauplatz abtritt, beeilen wir uns, eine andere vorzuführen, bis wir zur Löſung des Dramas gelangen.

Wir laſſen demgemäß die Bühne ſich verwandeln, und verſetzen uns hinauf in Albertinens Zimmer.

Es war ihr von ihrer Mutter aufs ſtrengſte unterſagt worden, daſſelbe zu verlaſſen.

An demſelben Abend, wo der im vorigen Kapitel beſchriebene Auftritt zwiſchen der Profeſſorin und dem Doctor ſtattfand, ſaß Albertine, ganz unbekannt mit dem, was vorging, allein mit ihren Gedanken.

Daß etwas geſchehen würde, ſah ſie mehr als zu gut ein. Ihre abgeſonderte Stellung ward ihr immer peinlicher, weil die Ungewißheit über den Erfolg der Einmiſchung ihres Vaters in die Aufgebotangelegenheit, ſowie auch ein hoher Grad von Mistrauen gegen ihn ſie

fürchten ließ, daß ihre Mutter dennoch als Siegerin aus dem Kampfe hervorgehen würde.

Allerdings war der Befehl ihrer Mutter, auf ihrem Zimmer zu bleiben, ein deutlicher Beweis davon, daß sie aufgebracht war; aber daraus ging immer noch nicht hervor, daß sie nachgegeben hatte.

Vergebens hoffte Albertine, ihr Vater werde daran denken, sie mit einigen Worten von den Ergebnissen seines Auftretens zu unterrichten. Er kam nicht zum Vorschein, und sie glaubte darin einen deutlichen Beweis von seiner Niederlage zu sehen. Andererseits wußte sie aber auch, wie zerstreut er war.

Unter dieser Unruhe ging der Tag zu Ende, ohne Albertine von der Ungewißheit zu befreien, welche ihre Seele erfüllte.

Zuletzt ward dieser Zustand unerträglich, und Albertine entschloß sich, den Befehl ihrer Mutter zu übertreten und zu ihrem Vater zu gehen, um durch ihn vielleicht zu erfahren, welchen Ausgang ihr Schicksal genommen.

Während daher ihre Mutter die oben mitgetheilte Unterredung mit dem Doctor hatte, schlich Albertine sich mit geräuschlosem Tritte durch den Corridor nach ihres Vaters Zimmer. Als sie vor der Thür dieses letztern stand, pochte ihr das Herz gewaltig, und sie empfand vor ihm fast einen höhern Grad von Furcht, als sie jemals vor ihrer Mutter gefühlt.

Ihr Vater war für sie eine völlig fremde, räthselhafte Persönlichkeit, ein Wesen, welches sie blos bei Tische gesehen und dann begrüßt hatte. Sie konnte sich aber nicht entsinnen, jemals ein Wort mit ihm gewechselt zu haben, bis am Abend vorher, wo der Doctor für sie ihm gegenüber das Wort geführt.

Jetzt stand sie im Begriff, sich dreist diesem geheimnißvollen Vater zu nähern, von dessen Gemüthsart sie keinen andern Begriff hatte, als daß er ein wenig wunderlich, oder vielmehr nicht recht bei Verstande sei.

Dieſer ihrer Unentſchloſſenheit ward jedoch plötzlich ein Ende gemacht, indem der Diener des Profeſſors, der alte Hans, ein wortkarger Sonderling wie ſein Herr, mit einem Theebret in der Hand aus dem Zimmer des Profeſſors trat. Er ſtutzte nicht wenig, als er die Thür öffnete und ſich dem Fräulein gegenüber ſah.

Albertine, die bei dieſer plötzlichen Begegnung wieder vollkommene Herrſchaft über ihre ſchwankenden Gefühle gewann, fragte:

„Iſt mein Vater allein, Hans?"

„Ja wohl, ganz allein", antwortete Hans und trat auf die Seite.

Als Albertine eintrat, machte der Profeſſor eben eine Promenade in ſeinem Zimmer hin und her, um ſich nach der Mahlzeit ein wenig Bewegung zu machen. Als er ſeine Tochter erblickte, blieb er ſtehen und ſtierte ſie an, während er ſichtlich bemüht war, ſich auf etwas zu beſinnen, was er vergeſſen.

„Lieber Papa", hob Albertine mit etwas unſicherer Stimme an, „ich ſtöre dich doch nicht?"

„Ah, du biſt es, mein Kind", entgegnete der Profeſſor. „Eben wollte ich zu dir kommen, ward aber von Arthur Schopenhauer abgehalten. Ein höchſt intereſſantes Werk, beſonders iſt er ſehr ſcharfſinnig in allem, was er über das Weib ſagt. Ich habe kaum jemals etwas tiefer Durchdachtes geleſen. Aber, wie kommt das? Hm, hm! Du ſiehſt ja ganz blaß, — hm, hm, — ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken ſoll, — hm, hm, — ich habe niemals etwas mit Mädchen zu thun gehabt, — hm, hm! Kann ich dir auf irgendeine Weiſe dienen, — hm, hm?"

Der Profeſſor bot ſeiner Tochter die Hand, und in ſeinem zerſtreuten Blick lag ein Ausdruck von Sanftmuth und Seelengüte, welcher die daran ſo ungewöhnte Albertine tief rührte.

„Ach, mein guter Vater", flüſterte ſie und ergriff die

dargebotene Hand, welche ſie, ehe er es noch recht wußte, an ihre Lippen drückte.

„Alſo, mein Kind", ſtammelte der Profeſſor etwas verlegen, „komm und ſetze dich. Jetzt erinnere ich mich deutlich, wie es war. Ja, deine Mutter ward ſehr bös, dein Bräutigam konnte nichts bei der Sache thun, und ich ſagte, du brauchteſt ihn nicht zu nehmen. So, glaub' ich, war es. Ja, ganz recht, ſo war es; und dann war deine Mutter hier und geberdete ſich ſehr wüthend, aber aus dem Aufgebot ward doch nichts. Und dies war wol die Hauptſache, nicht wahr?"

Albertine war tief gerührt und nicht im Stande zu antworten, ſondern küßte wieder die magere Hand, welche die ihrige gefaßt hielt, während ihr die Thränen die Wangen herabrannen. Dieſer Ausdruck von weichern Gefühlen war für den alten Sonderling etwas ſo Neues, daß es ihm ganz warm ums Herz ward.

„Na, weine nur nicht, mein gutes Mädchen, weine nur nicht", ſagte er. „Wünſcheſt du etwas, ſo ſag' es."

„Mein guter, geliebter Vater, wie dankbar bin ich dir für alles, was du ſchon für mich gethan!" antwortete Albertine. „Ach, wie glücklich bin ich, da ich nun wieder denken kann, daß ich frei bin!"

„Hm, hm! Ich freue mich allerdings, daß ich etwas für dich habe thun können; aber hm, hm, — er war gerade kein häßlicher Mann, dein Bräutigam, — hm, hm!"

„Mama iſt wol ſehr aufgebracht?"

„Das wollte ich meinen, — ſie machte einen fürchterlichen Lärm; ich glaubte, ſie würde niemals fertig werden, — hm, hm, — aber nach meiner Anſicht mußt du dich mit ihr wieder auszuſöhnen ſuchen, — Kinder dürfen nicht undankbar ſein. Deshalb verſuche es wieder gut zu machen."

Albertine, welche in dem Blick ihres Vaters ſoviel Güte und Theilnahme las, bekam nun Muth, zutraulich mit ihm zu ſprechen. Mit der Einfachheit, welche in

ihrem ganzen Weſen lag, ſprach ſie nun von ihrer Jugend, und wie einſam ſie ſich während dieſer Zeit gefühlt, wo das Herz ſo ſehr der Zärtlichkeit bedarf, und wo ſie ſich gleichwol niemals der Mutter zu nähern wagte, und niemals eine herzliche oder zärtliche Begegnung von ihr erfuhr.

Stillſchweigend hörte der Profeſſor ſie an, und vielleicht fand ſich in der eigenen Bruſt des alten Gelehrten ein Echo der Klage, welche über die Lippen der Tochter kam. Vielleicht ſagte ihm die Erinnerung, wie auch er vom Anfang ſeines Eheſtandes an gewünſcht, daß die Luft um ihn herum wärmer und mehr von Liebe erfüllt ſein möchte. Genug, er hörte Albertinens Geſtändniß mit einem ungewöhnlichen Glanz in ſeinem tiefliegenden Auge an, und als ſie fertig war, drückte er ſeine Lippen auf die Stirn der Tochter und ſtammelte einige Worte der Liebe und des Troſtes.

Die Profeſſorin hatte ſich ſchon längſt zur Ruhe gelegt, als Albertine ſich wieder aus dem Zimmer ihres Vaters zurück in das ihrige ſchlich. Als ſie auf den Corridor hinauskam, begegnete ſie Hans, der einen Brief in der Hand hielt.

„An Sie, Fräulein", ſagte der wortkarge Diener.

In ihrem Zimmer angelangt, las Albertine Folgendes:

„Du biſt gerettet, Geliebte, und ich mit Dir. Dieſe Rettung aber hat Deiner Mutter bittern Schmerz bereitet, und dieſes dürfen wir nicht vergeſſen. Sie hat durch dich den größten Kummer gelitten, den ihr ſtolzes Herz fühlen kann, und folglich biſt Du es, mein edles Mädchen, die ſie wieder mit dem ausſöhnen muß, was Dir zur Freiheit verholfen hat. Suche Dich ihr mit Liebe und wahrer kindlicher Zärtlichkeit zu nähern, und verſüße auf dieſe Weiſe den bittern Kelch, den ſie hat leeren müſſen. Du, meine theure Albertine, mußt ſie wieder begütigen und bitten, die Wunde, die Du ihr

geſchlagen, zu vergeſſen. Unſer Glück beſteht einzig und allein darin, daß wir niemals unſere Pflichten vergeſſen, auch wenn andere die ihrigen gegen uns vergeſſen. Sei übrigens gutes Muthes, und hoffe auf den, welcher niemand verläßt, der nicht vergißt ihm zu vertrauen. Glaube an die Unveränderlichkeit meiner Liebe. Dein

Richard."

Einundzwanzigstes Kapitel.

Am nächsten Morgen saß die Professorin steif, gerade und in vollem Morgenstaate ganz allein an dem wohlbesetzten Frühstücktische. Um der Wahrheit treu zu bleiben, müssen wir gestehen, daß sie gleichwol keinen sonderlich guten Appetit hatte. Die Niederlage, die sie erlitten, gärte in ihr mit solcher Bitterkeit, daß sie keinen Bissen hinunterbringen konnte.

Hierzu kam, daß sie nun, nachdem sie ihrer Galle freien Lauf gelassen, die Folgen der rückgängig gewordenen Verlobung zu berechnen begann. Was sollte sie nun zu den Bekannten sagen, welche sie im Vertrauen von dem bevorstehenden Aufgebot unterrichtet, und die sich nun sicherlich einfanden, um der künftigen Gräfin Glück zu wünschen?

O, weit weniger als dies wäre hinreichend gewesen, einem Menschen den Appetit zu verderben; denn ließ sich nicht erwarten, daß diese Freunde sie nun zum Gegenstand ihres Gespöttes und Gelächters machen würden? Ließ sich nicht erwarten, daß die ärgerlichsten Gerüchte in Umlauf kämen?

Bei dem Gedanken an alle diese Demüthigungen erhob

ſich die Profeſſorin mit heftiger Bewegung von ihrem Platze am Frühſtücktiſche.

Gerade in dem Augenblick, wo ſie dies that, öffnete ſich die Thür, und ein junges Mädchen mit todtenbleichen Wangen trat herein.

Hätte die Profeſſorin ein Meduſenhaupt erblickt, ſo hätte ſie kaum einen höhern Grad von Ueberraſchung verrathen können; dieſe Bewegung war aber nur eine augenblickliche. In der nächſten Secunde war ihr Geſicht wieder ebenſo kalt, und ein Ausdruck der Verachtung und unbeweglicher Strenge ruhte darauf.

Mit aufrechter Haltung, zurückgeworfenem Haupte und weit geöffneten Augen blieb ſie vor der Eintretenden ſtehen, und maß ſie vom Kopf bis zum Fuße mit einem zermalmenden Blick, als ob ſie fragen wolle, wie ihre Tochter wagen könne, ſich zu zeigen.

Albertine dagegen blieb unbeweglich an der Thür ſtehen und heftete auf ihre Mutter einen Blick milden Ernſtes.

„Wie können Sie ſich unterſtehen, mir wieder unter die Augen zu kommen, mein Fräulein?“ rief die Profeſſorin endlich. „Wollen Sie mir vielleicht noch fernerweit Trotz bieten? Wollen Sie mir vielleicht zeigen, daß ich aufgehört habe, die Mutter zu ſein, welcher Sie Gehorſam und Ehrerbietung ſchuldig ſind?“

„O, meine Mutter“, rief Albertine und ging ihr einen Schritt entgegen, während die Profeſſorin vor ihr zurückwich. „Ich komme, um dich um Verzeihung zu bitten, daß ich nicht den Muth hatte, dir zu gehorchen.“

„Verzeihung! Ich ſoll dir verzeihen, daß du die Achtung gegen mich und dich ſelbſt mit Füßen getreten, daß du Schande und Erniedrigung über mich gebracht? Ha, dann haſt du allzu ſehr auf meine Nachſicht gerechnet! Wußteſt du nicht, daß ich dir niemals — verſtehſt du? — niemals verzeihen würde? Du biſt zu andern geflohen, um dich dem Gehorſam gegen mich zu entziehen. Dadurch haſt du ſelbſt meine Rechte auf andere übergetragen,

und wenn ich nun meinerſeits dich verſtoße, ſo ſetze ich blos das von dir begonnene Werk weiter fort.“

Die Thür öffnete ſich abermals, und der Profeſſor ward hinter ſeiner Tochter ſichtbar.

„Hm, hm, liebes Kind“, hob er an, „du biſt, — du biſt, — du biſt wol beſchäftigt? Wäre dies nicht der der Fall, ſo möchte ich ein paar Worte mit dir ſprechen, ich habe dir etwas mitzutheilen.“

Ohne zu antworten ging die Profeſſorin ſtolz durch das Zimmer nach dem daranſtoßenden Cabinet. Der Profeſſor folgte ihr. Als er an ſeiner Tochter vorbeikam, flüſterte er:

„Bleibe hier, mein gutes Mädchen.“

Was zwiſchen dem Profeſſor und ſeiner Gemahlin vorging, wollen wir hier in der Kürze erzählen.

Der erſtere ſuchte anfangs mit ſeiner gewohnten Fügſamkeit ſeine Gemahlin zu überreden, ihrer Tochter zu verzeihen, und von allen weitern Vorwürfen abzuſehen. Als dies nichts half, erklärte er ihr in allem Ernſte, wenn ſie ſich nicht in ſeinen Wunſch fügte, ſo ſei er geſonnen, bis zu einer gewiſſen Summe zu beſtimmen, was ſie auf dem Comptoir des Bankiers Ekſtröm erheben könne; ja er drohte ihr ſogar, die Tochter in Penſion zu geben, dafern ſie ihr nicht verziehe.

Dieſe Drohung wirkte, denn die Profeſſorin ſah ſofort ein, daß wenn er dieſelbe ins Werk ſetzte, ihre Freunde und Bekannten noch mehr Stoff zu beleidigenden Anſpielungen und zweideutigen Vermuthungen aller Art erhielten, und dies wollte die Profeſſorin durchaus nicht.

Das Reſultat hiervon war, daß ſie verſprach, Albertinen zu verzeihen, und der Profeſſor verließ ſeine Frau, ſtolz und glücklich wie ein Feldherr, der eine Schlacht gewonnen. Als er ſich entfernt hatte, ſagte die Profeſſorin zu ihrer Tochter:

„Verzeihen kann ich dir nicht, vergeſſen kann ich auch

nicht; aber ich will nicht mehr davon ſprechen. Du haſt meine Erlaubniß, die gewöhnliche Tagesordnung wieder aufzunehmen. Ueberdies verbitte ich mir alle Bemerkungen über das Vorgefallene.“

So verzieh dieſe Mutter, welche ihre Pflichten niemals verſtanden, und die ihre eigenen Fehler niemals einſehen gewollt hatte.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Wir wenden nun das Blatt um, und verſetzen uns aus dem Stadtleben und aus der kalten Häuslichkeit der Profeſſorin aufs Land, nach dem von moraliſcher Wärme erhellten und durchdrungenen Rönby.

Es iſt die Woche vor Weihnacht. Die Majorin erwartet zum Heiligen Abend ihre beiden Söhne. Die Pferde ſollen nach W. geſchickt werden, um ſie dort abzuholen, und die Majorin geht ſtark mit dem Gedanken um, bei dieſer Gelegenheit ſich ſelbſt mit nach der Stadt zu begeben, um dort noch einige Einkäufe zur Chriſtbeſcherung zu machen.

In dem hellen gemüthlichen Zimmer ſaßen zwei junge Mädchen und arbeiteten eifrig an ihren Stickrahmen.

Du ſiehſt ſo bekümmert aus, Minna; woran denkſt du?" fragte Jenny.

„Ich habe blos einen und denſelben Gedanken, beſte Jenny, und dieſer dreht ſich um Albertinen", antwortete Minna ſeufzend. „Wie einſam muß ſie ſich nun fühlen, da ſie niemand in ihrer Nähe hat, den ſie lieb hätte."

„Ihre letzten Briefe verriethen aber eine ruhige Gemüthsſtimmung, und hätten dich zufrieden ſtellen ſollen;

da du ja nun nicht zu fürchten brauchſt, daß ſie zu einer ihr verhaßten Heirath werde gezwungen werden."

„Das iſt wahr, aber —"

Minna neigte ſich tiefer über ihren Stickrahmen, um ihre Thränen zu verbergen.

„Aber — was?" fragte Jenny. „Sprich dich doch aus, liebe Minna, dann wird es dir leichter ums Herz werden. Du mußt dir ja ohnehin bis morgen neuen Muth anſchaffen, denn da geht das große Weihnachtsbacken los."

Jenny lächelte ihre Couſine ermuthigend an.

„Nein, Jenny", antwortete Minna. „Ich habe nicht den Muth zu ſagen, was mein Herz quält. Du würdeſt mich für undankbar halten, und das bin ich nicht."

„Ach, ſchwatze doch nicht! Dich werde ich niemals für undankbar halten. Da ſchmeichle ich mir doch ein beſſeres Urtheil zu haben. Sprich nur deine große Marter aus; ich glaube ohnehin, dieſelbe ſchon errathen zu haben."

Minna ſah Jenny mit fragender Miene an, und Jenny nickte ihr aufmunternd zu.

„Ach, Jenny", hob Minna dann an, „du mußt mir verſprechen, nicht bös zu werden. Ich leide an Heimweh, an Sehnſucht nach Albertinen. Ich mag thun, was ich will, ſo hilft es nichts. Meine Gedanken fliegen fortwährend zu ihr, und mein Herz ſehnt ſich unaufhörlich, ſie wiederzuſehen, den Ton ihrer Stimme zu hören und ihre Schmeichelworte zu vernehmen. Es iſt, als ob mir ein Theil meiner Seele fehlte. Ich fühle in mir eine Leere, die ich nicht ausfüllen kann, und gern gäbe ich ein Jahr meines Lebens darum, wenn ich ſie eine Stunde ſehen und mit ihr ſprechen könnte."

Minna ſchwieg, und eine große Thräne fiel auf ihre Arbeit.

„Du liebſt Albertinen ſehr", ſagte Jenny in ſanftem Tone.

„Ja, Jenny, ich habe in der ganzen Welt nur sie geliebt, und niemals werde ich einen andern Menschen so lieb haben können. Meine Anhänglichkeit an Albertinen ist so groß, daß ich jeden ihrer Fehler als eine Tugend betrachtet habe, weil ich niemals etwas, was sie that, für etwas Unrechtes ansehen konnte. Alles, wovon sie gewünscht, daß ich es thun möchte, habe ich gethan, ohne weiter darüber nachzudenken, ob es recht oder unrecht wäre. Sobald es ihr Wunsch war, brauchte ich weiter nichts zu wissen. Ich ward oft hart und streng behandelt, aber dies rührte mich nicht, ich blieb dennoch heiter und froh, denn ich hatte ja Albertinen und meine Jugend. Meine Scherze riefen manches Lächeln auf ihre Lippen, und dann war ich außer mir vor Entzücken. Jetzt — jetzt bin ich umgeben von Liebe und Güte, in einer Stellung, welche mich glücklich machen sollte, und gleichwol komme ich mir vor wie ein Wesen, welches man seiner Seele beraubt hat, und welches in Zukunft weder Freude noch Schmerz mehr empfinden kann."

Wieder schwieg Minna, und wieder fiel eine Thräne auf ihre Arbeit.

„Aber, Minna", entgegnete Jenny, „solltest du denn nicht im Stande sein, mich und Mama ein wenig lieb zu gewinnen? Glaube mir, wir haben dich so herzlich lieb, und du würdest dadurch einen Ersatz für den Verlust finden, welchen du erlitten. Ach, ich möchte dich so gern heiter sehen. Gib dir doch Mühe, dich an uns zu gewöhnen und uns lieb zu gewinnen."

„Ach, Jenny, ich habe euch alle so herzlich lieb, und bin für die Güte, welche Onkel und Tante mir erzeigen, so innig dankbar; die Welt des Herzens ist aber eine ganz eigene Welt für sich. Ueber diese können wir nicht befehlen; hier herrscht das Gefühl, und alle Versuche, die Forderungen desselben zu unterdrücken, bleiben fruchtlos. Mein Herz hat, seitdem ich angefangen, die Schläge desselben zu fühlen, warm und ausschließlich nur für ein

Weſen geſchlagen. Meine ganze Fähigkeit zu lieben, jenes ganze Bedürfniß einer Zärtlichkeit, welches mein Herz hegte, habe ich dieſem einzigen Weſen gewidmet. Albertine iſt der Gegenſtand aller meiner Gedanken und meine einzige Freude. Vergebens ſuche ich dieſes Gefühl zurückzudrängen und andere die Stelle deſſelben einnehmen zu laſſen. Jahre werden vielleicht vergehen, ehe wir einander wiederſehen; aber wie alt mein Herz auch ſein möge, ſo bleiben ſeine Gefühle doch dieſelben und werden mich ſelbſt überleben."

Jenny ſchlang ihren Arm um Minna's Hals und flüſterte mit ihrer ſchmeichelnden Stimme:

„Meine arme Minna, die wie eine Taube, welcher man den Genoſſen geraubt hat, hier ſitzen und ſich nach der fernen Freundin ſehnen muß! Wir wollen recht oft von ihr ſprechen, und dann, wenn du in Gedanken zu Albertinen zurückkehren, und mir mit deinen Worten ſie malen kannſt, dann wird deine Sehnſucht weniger bitter ſein."

„Aber, Jenny, wer hat dich ſo gut, ſo nachſichtig gemacht? Anſtatt mit der Undankbaren unzufrieden zu ſein, ſchmeichelſt du ihr und tröſteſt ſie!"

„Nun, das iſt ja ganz natürlich. Ich lebe in dem Kreiſe alles deſſen, was ich liebe, bin glücklich und fühle keine Sehnſucht, vermiſſe nichts. Dich hat das Schickſal des einzigen Weſens beraubt, welches du lieb hatteſt, und es iſt die Pflicht des Glücklichen, den Unglücklichen zu tröſten."

Die Arbeitsglocke läutete, und Minna erhob ſich von ihrem Platz, Jenny aber hielt ſie zurück.

„Die häuslichen Geſchäfte ſind dir vielleicht peinlich", ſagte Jenny. „Wenn dies der Fall iſt, Minna, ſo ſollſt du nicht mehr die Woche haben. Ich will mit meiner Mutter abwechſeln, wie früher."

„Du gute, gute Jenny!" rief Minna, „wie wirſt du mich verwöhnen; aber", ſetzte ſie lächelnd hinzu, „du

irrst dich, wenn du glaubst, daß mir die häuslichen Verrichtungen nicht behagen; im Gegentheil finde ich darin etwas für mich Neues, etwas, was eine Zerstreuung gewährt."

Damit nickte sie Jenny zu und verließ das Zimmer.

„Es ist doch eine sonderbare Welt, in der wir leben", dachte Jenny, kam aber in ihrer Betrachtung nicht weiter, denn es hielt ein Wagen draußen, und Jenny mußte nothwendig an die Glasthür eilen, um zu sehen, wer es wäre.

„Baron Fritz!" murmelte sie lächelnd. „Aber wen bringt er denn da mit? Ach, mein Gott, ich glaube, es ist der Ex-Bräutigam! Ja, es ist Graf Stormhjelm. Wie bleich er aussieht! Wenn es nicht Sünde wäre, über die Niederlage eines Menschen zu lachen, so thäte ich es bestimmt über die des Grafen. Wir werden aber nun sehen, ob er immer noch so das große Wort führt und behauptet, er sei Herr seines Schicksals."

Während Jenny in Gedanken diesen Monolog hielt, nahm sie wieder ihren Platz ein, sodaß sie, als die Herren eintraten, an ihrem Stickrahmen saß. In diesem Augenblick trat auch die Majorin aus dem Schlafzimmer herein.

Der Graf begrüßte die Majorin und Jenny ganz unbefangen, und war sich ziemlich gleich. Der Baron nahm sofort neben Jenny Platz, während der Graf mit der Majorin conversirte. Jenny hob drohend den Finger gegen den Baron, und sagte mit ihrem frischen Lächeln:

„Ich bin bös auf Sie, Baron, in allem Ernst, sehr bös."

„O nein, das kann nicht sein. Dazu sind Sie zu gut, Fräulein Jenny."

Der Baron hatte das Schleppende in seiner Aussprache jetzt ganz abgelegt.

„Ich bin gar nicht gut", entgegnete Jenny, „und übrigens habe ich auch allen Grund, bös zu sein. Ja,

ja, Sie brauchen nicht zu lachen, Baron. Ich bin in allem Ernste unzufrieden."

„Aber, mein Gott, worüber denn?"

„Nun fragen Sie gar noch worüber?" rief Jenny mit komischer Miene. „Sie sind wirklich classisch, Baron. Erst berathen Sie sich mit mir wegen Einrichtung einer Mädchenschule auf Stjernebro in großem Maßstabe, gleich der, welche ich in kleinem hier habe. Sie baten mich, Ihnen beizustehen; Sie schwärmten förmlich für meine Ideen; Sie hielten schöne Reden über das Zweckmäßige, das Verständige und das Menschenfreundliche, was in der Einrichtung einer solchen Schule läge, und ich war ganz glücklich darüber. Ich nahm Mama zu Hülfe, und entwarf einen Plan und ein Verzeichniß der Schülerinnen, von welchen ich glaubte, daß sie am berechtigsten wären, zum Anfange angenommen zu werden. Ueberdies hatten ich und Mama auch schon die Namen der Lehrerinnen, die wir in Vorschlag brachten, aufgesetzt. Was geschah nun? Mit unsern Plänen und Verzeichnissen ausgerüstet kamen wir vor nun fünf Wochen hinüber nach Stjernebro. Als wir anlangten, erfuhren wir, daß Sie nach Stockholm gereist seien. Gut; wenn Sie aber nur die Güte gehabt hätten, Ihrer Tante Sigrid Ihre Pläne in Bezug auf die Schule mitzutheilen, so hätten Sie unsertwegen nach Otaheiti reisen können, wenn Sie sonst gewollt hätten; aber die gute Taute hatte von der ganzen Sache kein Wort gehört, und wir mußten daher mit unsern Papieren wieder abziehen. Ich mußte es den Damen, die wir als Lehrerinnen vorgeschlagen, wieder abschreiben, damit sie nicht vergebens warteten und dadurch vielleicht besserer Anstellungen verlustig gingen."

„Das war keine kleine Reihe von Anklagen", sagte der Baron lächelnd; „aber wissen Sie denn wirklich, ob ich Ihren Zorn verdient habe, oder ob nicht meine plötzliche Abreise ihren Grund in einer Barmherzigkeitsmission hatte?"

„O, das glaube ich nicht", fiel Jenny ein. „Jedenfalls war es weiter nichts als eine ihrer gewöhnlichen Launen."

Der Baron neigte ſich zu ihr und flüſterte:

„Nein, es war keine Laune. Glauben Sie mir und verzeihen Sie mir!"

„Verzeihen will ich Ihnen; aber erlauben Sie, daß ich zweifle."

Jenny bot ihm die Hand.

Bei Tiſche ſtellte der Major ſeine Nichte Minna vor. Die Augen des Grafen hefteten ſich mit durchdringendem Ausdruck auf ſie, und ſie ſah recht wohl, daß er ſie wiedererkannte.

Während des Nachmittags, nachdem drei ältere Herren angekommen waren, welche mit dem Major Whiſt ſpielen ſollten, näherte ſich der Graf Minna, die fleißig wieder an ihrem Stickrahmen arbeitete, und nahm ihr gerade gegenüber Platz.

„Ich weiß nicht, ob ich mich irre", ſagte er, „aber es kommt mir vor, als hätte ich die Ehre gehabt, Fräulein Ekeberg, Sie ſchon früher zu ſehen, obſchon ich mich nicht erinnern kann, wo."

„Sie haben mich vorigen Sommer geſehen, Herr Graf", antwortete Minna kalt.

„Hier? Darauf kann ich mich nicht ganz deutlich beſinnen."

„Ich ſtand damals im Dienſt des Fräulein von Krug."

„Sie, eine Nichte der Profeſſorin!"

„Ja, Herr Graf."

„Dann ſind Sie alſo mit dem Fräulein erzogen worden?"

„Ja."

Minna ſchien nicht geneigt, ſich auf eine weitere Erklärung einzulaſſen.

„Und correſpondiren Sie auch mit ihr?"

„Ja."

Der Graf fuhr sich mit der Hand über die Stirn, und als er seine Augen wieder auf Minna heftete, lag etwas Finsteres in seinem Blick.

„Sie waren ihre Begleiterin nach der Hütte des Waldwächters, wenn meine Erinnerung mich nicht trügt", hob der Graf in gedämpftem Tone wieder an.

Minna schwieg.

„Wahrscheinlich wissen Sie, daß ich mit Fräulein Albertine verlobt war?"

Es lag, indem er dies sagte, etwas stolz Uebermüthiges in seiner Stimme.

„Nein, daß Sie mit ihr verlobt waren, weiß ich nicht, wohl aber, daß Sie sich ihre Hand zu erzwingen suchten", antwortete Minna, indem sie zu dem Grafen aufblickte.

„Aha, Sie haben Eindrücke in sich aufgenommen, wie ich bemerke. Ich wünschte, Sie überlegten, welche Waffe ich gegen ihre Jugendfreundin in dieser Liebesgeschichte habe, welche, wenn davon gesprochen würde, Ihnen beiden nicht sonderlich zur Ehre gereichen könnte."

„Unehre kann daraus für uns niemals hervorgehen, dafern Sie nicht etwas hinzudichten, Herr Graf, und dies wäre von Ihnen nicht sehr ehrenhaft gegen ein Mädchen gehandelt, welches Sie so überaus unglücklich gemacht haben wie Albertinen."

„Ich kann fürwahr nicht einsehen, was für ein Unglück darin liegen kann, Gräfin Stormhjelm zu werden", sagte der Graf, indem er sich erhob und dann hinzu setzte: „Ungestraft soll sie mich nicht verschmäht haben, deß können Sie sicher sein."

Er entfernte sich, und Minna sah ihm nach. Der am Vormittag so bekümmert gewesene Ausdruck ihres Gesichts verschwand, und es lag etwas Energisches und Trotziges in dem Blick, womit sie dem Grafen folgte, gerade so wie als die Professorin sie mit Albertinens Hut vor dem Spiegel überraschte.

Dann ſtand ſie auf und eilte auf ihr Zimmer. Hier angekommen, ſtellte ſie ſich vor ihren Toilettentiſch und betrachtete aufmerkſam ihr Bild im Spiegel.

Jenny, welche Minna ſo urplötzlich aus dem Zimmer hatte eilen ſehen, glaubte, der Graf habe ihr etwas Unangenehmes geſagt, und eilte ihr nach. Als ſie die Thür öffnete, blieb ſie auf der Schwelle ſtehen und brach in ein ſchallendes Gelächter aus, als ſie Minna beſchäftigt fand, mit ihrem eigenen Bilde zu kokettiren.

Bei Jenny's Gelächter drehte Minna ſich herum und fragte:

„Sage mir einmal aufrichtig, Jenny, wie ſeh' ich aus?"

„O, du ſiehſt recht hübſch aus."

„Das iſt nicht genug. Ich will wiſſen, ob du glaubſt, daß ein Mann ſich in mich verlieben könne."

„Ganz gewiß; du haſt ſehr ſchöne, große, feurige, braune Augen."

„Ja, aber eine Stumpfnaſe."

„Ach, liebe Minna, in eine Naſe verliebt man ſich doch nicht!" antwortete Jenny heiter. „Ferner haſt du ſchöne Zähne."

„Das iſt wol wahr, aber mein Mund iſt zu groß."

„Wer glaubſt du wol, wird ſich in den Mund eines Menſchen verlieben? Ueberdies haſt du ſchönes, ſchwarzes Haar."

„Und eine dunkle Hautfarbe."

„Das hat nichts zu bedeuten. Von den Eigenſchaften der Seele wird man weit mehr eingenommen, als von denen des Körpers. Damit tröſte ich mich ſelbſt, wenn mir der Spiegel ſagt, daß ich häßlich bin. Du, Minna, ſiehſt dagegen ſehr hübſch aus, und Seele und Leib unterſtützen ſich bei dir gegenſeitig. Aber, liebe Freundin, wie kommſt du denn ſo plötzlich auf den Gedanken, gefallen zu wollen?"

„Weil ich — doch nein, davon kann ich nicht sprechen; du würdest mich auslachen.“

„Nun, wenn ich es nicht heute Abend erfahre, so erfahre ich es wol ein ander mal. Sei überzeugt, daß ich dich im Auge behalten werde.“

Damit trippelte Jenny wieder ihres Wegs.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Ein paar Tage darauf finden wir Jenny auf Rönby ganz allein zu Hause. Minna hatte die Majorin nach der Stadt begleiten müssen, der Major war bei einem der Gutsnachbarn, und Jenny war eben fertig mit dem Backen von Zuckerbroden, Strietzeln und Brezeln, und hatte sich, um ein wenig auszuruhen, auf eins der Sofas im großen Zimmer gesetzt.

Es hatte stark geschneit und die Schlittenbahn war vortrefflich. In dem Ofen des großen Zimmers prasselte ein lustiges Feuer, welches das Zimmer durch seinen Schein erleuchtete, denn Jenny hatte kein Licht anzünden lassen.

Sie saß mit dem Kopf auf die Hand gestützt und schien in tiefe Gedanken versunken.

Plötzlich hörte man ein Schellengeläut, welches verrieth, daß jemand mit voller Geschwindigkeit in den Hof hereinfuhr.

„Ach", seufzte Jenny, „nun kommt auch noch Besuch, und ich bin ganz allein! Mein Gott, daß die Menschen doch so kurz vor Weihnacht nicht zu Hause bleiben können."

Während Jenny so murmelte, zündete sie die Lampe

an und hörte dabei eine wohlbekannte Stimme im Vorhause sagen:

„Guten Abend, Greta! Ist die Herrschaft zu Hause?"

„Kein Mensch weiter als das Fräulein."

„Und wo ist das Fräulein?"

„Im großen Zimmer."

Hierauf folgte das Ablegen von Pelzen und dergleichen, und einen Augenblick später öffnete sich die Thür.

„Sind Sie denn schon wieder da, Baron!" rief Jenny lachend. „Was führt Sie denn jetzt hierher?"

Die Gewißheit, Sie allein zu treffen, Fräulein Jenny", antwortete der Baron lächelnd.

„Das klänge recht schön, wenn ich Sie nicht hätte draußen nach der Herrschaft fragen hören."

„Was sollte ich thun? Ich mußte mit Ihnen sprechen, ohne daß es schien als wünschte ich es."

„Dann sollte ich meinen, das Einfachste wäre gewesen, direct nach mir zu fragen", antwortete Jenny immer noch scherzend, und lud dann den Baron ein, Platz zu nehmen.

„Nun, was wollen Sie denn?" fuhr sie dann fort. „Wollen wir uns wieder über unsere Schule besprechen?"

„Allerdings; ehe wir aber darauf kommen, habe ich vieles andere zu sagen. Erstens, wissen Sie noch, daß Sie einmal sagten: «Ich wünschte den frühern Baron Fritz wiederzufinden?»"

„O, das weiß ich recht wohl. Ich wünschte, daß Sie wieder für das Gute schwärmen und sich für Ihresgleichen interessiren könnten."

„Sie sagten noch etwas mehr. Sie fanden in mir einen Menschen, der weder andern noch sich selbst etwas nützte, mit wenigen Worten, Sie betrachteten mich als einen Faulenzer."

„O, als etwas noch weit Schlimmeres, nämlich als ein Wesen, welches für nichts weiter Sinn hätte als für Luxus und Bequemlichkeit."

„Nun?"

„Was meinen Sie, Baron?“

„Finden Sie mich auch jetzt noch so?“

Jenny ſtützte den Kopf auf die Hand und dachte einen Augenblick nach, dann antwortete ſie:

„Nein; Sie haben ſich wirklich verändert, und zwar zu Ihrem Vortheil. Laſſen Sie mich ordentlich nachdenken. Sie haben angefangen ſich für Ihre Untergebenen, für deren Wohlſtand zu intereſſiren, und Sie nehmen jetzt ſelbſt Theil an der Bewirthſchaftung ihres Grundbeſitzthums. Ach, Baron Fritz, Sie ſind wirklich ein ganz anderer Menſch geworden.“

Jenny reichte ihm mit bezauberndem Lächeln die Hand und ſetzte dann hinzu:

„Ihr früheres Ich iſt in gewiſſem Grade zurückgekehrt, und nur dann und wann verfallen Sie wieder in Ihre ſtumpfe Gleichgültigkeit.“

Der Baron hatte die kleine Hand gefaßt und hielt dieſelbe feſt, während er mit Rührung ſagte:

„Wenn dem ſo iſt, Jenny, ſo iſt das Ihr Werk. Sie beſitzen jetzt wieder denſelben Einfluß auf mich, wie als ich Sie vor ſechs Jahren verließ. Der Ton Ihrer Stimme und Ihre freundlichen Worte haben mich wieder zu der Zeit zurückgeführt, wo mein Herz noch nicht die Macht der Leidenſchaften kennen gelernt hatte. Sie ſagten einmal auf Ihre einfache und treffende Weiſe: «Für alle Krankheiten der Seele gibt es einen Arzt, und dieſer heißt Arbeit.» Dieſen Arzt habe ich aufgeſucht.“

„Und nicht wahr, Sie haben gefunden, daß er wirklich im Stande iſt, die Wunden des Herzens zu heilen?“

„Ja, und dies habe ich blos Ihnen zu danken“, entgegnete der Baron, indem er Jenny's Hand an ſeine Lippen drückte.

„Das freut mich, denn es beweiſt, daß die Freundſchaft zwiſchen uns dennoch ihren Nutzen gehabt hat und nicht blos ein leeres Wort iſt.“

„O, Sie ſind wol ſtets überzeugt geweſen, daß ich

mit Herz und Seele an den Bewohnern von Rönby hinge; ich bin aber einer von den Menschen, welche, wenn sie sich selbst überlassen bleiben, in ein wehmüthiges Träumen über den Kummer versinken, der sie getroffen hat. Die Begeisterung meiner Jugend ist erloschen, und wenn ich nicht unter dem Einfluß Ihrer Worte stehe, so verfalle ich wieder in meine Gleichgültigkeit. Diesem Uebelstand können nur Sie abhelfen, Jenny."

„Und auf welche Weise?"

„Dadurch, daß Sie mein Weib werden."

Jenny sah ihn überrascht an, als ob sie nicht recht gehört hätte.

„Ach, Jenny, das Leben an Ihrer Seite würde wieder so schön werden! Könnten Sie sich an der meinigen nicht glücklich fühlen?"

Er wollte wieder Jenny's Hand ergreifen, sie zog dieselbe aber mit lächelnder Verlegenheit zurück.

„Baron Fritz", sagte sie, „Sie haben jetzt eine so absonderliche Frage aufgeworfen, daß ich nicht weiß, ob ich hier bleiben darf."

„Jenny, antworten Sie mir aufrichtig: Wollen Sie meine Gattin werden? Besitzen Sie nicht genug Zuneigung zu mir, um die frohen und trüben Tage des Lebens mit mir zu theilen? Antworten Sie mir mit Ihrer gewöhnlichen Aufrichtigkeit, ohne alle Ziererei.

„Das soll geschehen", antwortete Jenny mit freundlichem Lächeln. „Sie fragen, ob ich Zuneigung zu Ihnen habe. Das ist allerdings in hohem Grade der Fall; aber es ist blos die Zuneigung einer Schwester, und um Ihnen meine Hand reichen und mein Schicksal mit dem Ihrigen vereinigen zu können, wird etwas mehr — wird Liebe erfordert. Diese aber hege ich nicht zu Ihnen. Legen Sie die Hand auf das eigene Herz, und fragen Sie dasselbe: Liebe ich Jenny wirklich? — Welche Antwort glauben Sie wol, daß es Ihnen geben würde?"

„Daß Jenny das einzige Weib ist, an dessen Seite

Fritz Silfverkrona glücklich werden kann, — das einzige, welches ihn noch einmal bewegen kann, ſeinen Platz hier im Leben mit Intereſſe auszufüllen zu ſuchen.“

„Ich danke Ihnen, daß Sie mir keine Liebeserklärung gemacht haben. Sie haben mich allerdings lieb, ich bin Ihnen eine ſo werthe Freundin, daß Sie Ihr Leben mit mir zubringen möchten, Liebe aber fühlen Sie ebenſo wenig als ich.“

„Wenn Sie auch recht hätten, Jenny, würden dann nicht dieſe tiefe Achtung und das große Vertrauen, welches ich hege, für Sie Gefühle von ebenſo wahrhafter Natur ſein, als die oft nur zu ſchnell verlöſchende Glut der Liebe? Sollten wir nicht auf den Grund unſerer herzlichen Zuneigung ein ebenſo dauerhaftes eheliches Gebäude aufführen können, wie auf dem Fundament der Leidenſchaft der Liebe?“

„Das wäre wol möglich, wenn wir nicht beide noch ſo jung wären, aber ſo — ich bin ja erſt zwanzig Jahre. Habe ich wol das Recht, zu behaupten, daß mein Herz niemals werde Liebe fühlen? Wäre es nicht vermeſſen von mir, wenn ich, ſo unbekannt mit der Welt und meinen eigenen Gefühlen wie ich bin, mein Schickſal an das eines andern feſſeln wollte, um vielleicht dereinſt, obſchon zu ſpät, zu einer klaren Anſchauung meines Innern zu erwachen. Sie ſagen: «Iſt unſere Zuneigung und Achtung nicht ein ſichreres Fundament als die Liebe?» Darauf antworte ich: Es gibt kein feſteres als das, welches eine wirklich wahre und ernſte Liebe legt, weil es keine andere wirkliche Liebe gibt als die, welche auf Achtung beruht.“

„Jenny, dieſe Zuneigung würde dereinſt in Liebe übergehen, davon bin ich vollkommen überzeugt.“

„Laſſen Sie uns treue Freunde bleiben bis dieſe Umwandelung vor ſich gegangen iſt“, fiel Jenny lächelnd ein; „glauben Sie mir, es fehlt mir wirklich der Muth, Freiherrin zu werden, denn dazu gehört nicht wenig.

Sie sind reich und vornehm, ich bin dagegen ein Mädchen, welches blos seine zwanzig Jahre, sein frohes Gemüth und seine freiheitliebende Seele besitzt. Dies ist mein ganzer Reichthum. Um aber jenen Entschluß zu fassen, um mich in die Fesseln der Ehe schlagen zu lassen, dazu ist unbedingt nothwendig, daß ich von ganzem Herzen liebe."

„Aber, Jenny, es ist doch nichts vorhanden, was Sie hinderte, mich zu lieben", antwortete der Baron lachend; denn Jenny's scherzhafte Art und Weise, die Sache aufzufassen, steckte auch ihn an.

„O ja, es besteht ein großes Hinderniß dagegen, — wenigstens bisjetzt noch. Es ist sehr leicht möglich, daß ich mein Herz vielleicht niemals verschenke."

„Und wollen Sie unvermählt leben und sterben?"

„Ja, aber auch unabhängig. Sehen Sie, Baron Fritz, meine Aeltern haben mir eine solche Erziehung gegeben und eine solche Lebensanschauung beigebracht, daß ich mich niemals aus Eitelkeit, aus Sucht nach Reichthum oder einem andern derartigen Beweggrund vermählen werde. Meine Aeltern haben mich gelehrt, meine Unabhängigkeit zu lieben und Kenntnisse zu erwerben, mit deren Hülfe ich stets, auch wenn wir von Unglück ereilt würden, für mich sorgen und als Unvermählte meinen Platz im Leben ausfüllen könnte. Sie bieten mir Reichthum und Rang, — Dinge, welche der Eitelkeit und dem Stolze schmeicheln; aber niemals soll man von Jenny sagen können, daß sie ihre Freiheit für die Befriedigung dieser Wünsche geopfert habe. Sie würde ihrer Selbstachtung verlustig gehen, wenn sie ohne Liebe ihre Hand verschenkte, und sie würde dann fortwährend über dem Gedanken brüten, ob nicht Eigennutz ihr Ja dictirt habe. Ach, wissen Sie, es ist für ein Mädchen ohne Vermögen keine leichte Sache, die Frau eines reichen Mannes zu werden. Sie muß dann mit ihrem eigenen Innern höchst gewissenhaft zu Rathe gehen, um sich nicht von Neben-

intereſſen leiten zu laſſen. Und nun, Baron Fritz, ſind Sie wol nicht mehr böſe auf mich, oder unzufrieden mit mir?"

Indem Jenny dies ſagte, reichte ſie ihm mit ihrem ſtrahlenden, freundlichen Lächeln die Hand.

„Böſe auf Sie, Jenny? Niemals! Nicht ein Schatten von Unzufriedenheit weilt in meinem Herzen. Sie haben mit Ihrer einfachen Aufrichtigkeit nur einen um ſo tiefern Eindruck auf mich gemacht."

„Ich wünſchte, daß alle Mütter von Ihrer Mutter lernten, wie ſie ihre Töchter erziehen ſollen. Dieſe Unterredung hat unſer zeitheriges freundſchaftliches Verhältniß zueinander nicht im mindeſten erſchüttert, nicht wahr nicht? Sie ſind noch immer meine Freundin und Schweſter und ich bin Ihr Bruder — iſt dem nicht ſo?"

„Ganz beſtimmt und ſicher. Ich bleibe ſtets dieſelbe."

„Gut! Wenn die Freundſchaft ſich dereinſt in Liebe verwandeln ſollte, dann nehme ich dieſes Geſpräch wieder auf, und bitte Sie noch einmal, auf dem unebenen Pfade des Lebens meine Begleiterin zu werden."

„Ja, wenn — außerdem nehmen wir dieſe Unterredung niemals wieder auf."

„Das iſt klar. Und nun gehen wir wieder auf die noch nicht zu Stande gekommene Schule über."

„Welche einfach durch Ihre Abreiſe ins Hintertreffen kam. O, dieſe plötzliche Abreiſe habe ich Ihnen jetzt noch nicht ordentlich verziehen, Baron."

„Wenn Sie wüßten, weshalb ich dieſe Reiſe machte, würden Sie mir gewiß verzeihen."

„Das iſt wol möglich. Laſſen Sie hören."

„Als ich von Stormhjelm den Brief erhielt, in welchem er mir meldete, daß ſeine Verlobung wieder rückgängig geworden ſei, während zugleich jedes ſeiner Worte die Erbitterung verrieth, die in ihm gärte, beſchloß ich, ſogleich nach Stockholm zu reiſen, um, ſoweit es in meinem Vermögen ſtünde, ihn abzuhalten, etwas zu Fräulein

von Krug's Nachtheil zu unternehmen. Als ich in der Hauptstadt anlangte, fand ich Stormhjelm krank. Er hatte sich erkältet und lag an einer Lungenentzündung darnieder. Ich nahm an seinem Lager Platz, überwachte alles, was er that und sagte, und als er wieder gesund war, nahm ich ihn mit mir hierher, um soviel Macht über ihn zu bekommen, daß er nicht durch seine Aeußerungen über Fräulein Albertine verletzende Gerüchte in Umlauf brächte."

„Das ist schön von Ihnen. Das ist ganz im Sinne des frühern Baron Fritz gehandelt."

„Ach, was nützt es mir? Sie werden doch nicht wieder die frühere Jenny!"

„Ei, ei! Ich glaube, Sie brechen schon unser soeben erst geschlossenes Uebereinkommen."

„Verzeihen Sie, verzeihen Sie, es soll nicht wieder geschehen."

„Aber, sagen Sie mir aufrichtig: liebt der Graf Albertinen wirklich?"

„Gewissermaßen ja; aber es ist nicht eine Liebe, welche ihren Ursprung im Herzen hätte, sondern weiter nichts als eine Zuneigung, die durch den Wunsch hervorgerufen worden, sich trotz des Widerstandes, auf den er gestoßen, den Sieg zu erkämpfen. Hätte Albertine keine Zuneigung zu dem Doctor gehabt, sondern sich vielmehr für Stormhjelm interessirt, so würde dieser sich darauf beschränkt haben, ihr die gewöhnliche Salon-Aufmerksamkeit zu beweisen, und es wäre ihm niemals eingefallen, sich um ihre Hand zu bewerben. So aber verletzte es seinen Stolz und seine Eigenliebe, daß sie ihn ignorirte. Der Widerspruchsgeist, von welchem Stormhjelm beherrscht wird, ward dadurch zur vollen Glut angefacht. Er will durchaus gerade das haben, was ihn flieht. Er will den Widerstand besiegen, und sich jeden Vortheil erkämpfen, wenn eine Sache Werth für ihn haben soll. Je mehr Albertine ihn verabscheute, desto bestimmter ward sein

Vorſatz, ſie trotz aller Hinderniſſe zu ſeinem Weibe zu machen. Das, was ihm mit leichter Mühe zu Gebote ſteht, will er nicht haben; das aber, was ihm verweigert wird, erweckt ſeine Leidenſchaft. Ich weiß wirklich nicht, ob es mir möglich ſein wird, ein Rettungsmittel ausfindig zu machen, welches ſeine Gedanken von Albertinen ablenkt. Sie iſt die fixe Idee, um welche ſeine Seele ſich dreht. Wenn Sie glauben, daß er die Hoffnung aufgegeben, Albertine zu zwingen, ihm doch noch ihre Hand zu reichen, ſo kennen Sie ihn nicht. Nein, er geht mit Plänen um, die weder edel noch ehrenhaft ſind, die er aber zur Förderung ſeiner Abſichten im Stande iſt auszuführen."

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Wieder hörte man Schellengeläute, und Jenny äußerte einige Worte, wer es wol sein könne.

In demselben Augenblick ging die Thür auf, und die Majorin, Minna, Ernst und Arvid traten ein.

„Ach, seid ihr es? Und ich erwartete euch nicht eher als morgen Vormittag!" rief Jenny.

„Guten Abend!" sagte die Majorin zu dem Baron, und fuhr dann, zu Jenny gewendet, fort:

„Nun, ist es nicht schön von mir, daß ich schon heute Abend wiederkomme, sodaß ich bis morgen ausgeruht habe und dir helfen kann?"

„Du bist immer gut und rücksichtsvoll, liebe Mama", flüsterte Jenny und küßte die Mutter.

Einige Minuten später hatte Jenny einen Tisch vor dem Ofen zurecht gemacht, und die Majorin mit ihren Söhnen, Minna und der Baron nahmen daran Platz. Jenny servirte den dampfenden Trank, welchen man unter heitern Scherzworten zu sich nahm.

Jenny bemerkte im stillen, daß Arvid jetzt wieder ebenso heiter und kindlich war, wie ehe er seine große Leidenschaft für Albertinen faßte, und sie schloß daraus, daß diese Leidenschaft gänzlich erloschen sei. Ferner kam

es ihr vor, als ob Ernst bleicher aussähe als während seiner letzten Anwesenheit. Er war unverkennbar düster, und sein Gesicht hatte einen unruhigen Ausdruck.

Ueberdies bemerkte sie auch auf dem Antlitz ihrer Mutter deutliche Spuren von Thränen, und ein gewisser Zug von Wehmuth barg sich hinter ihrem Lächeln.

Minna dagegen erschien ihr heiterer, als sie dieselbe seit ihrer Trennung von Albertinen jemals gesehen.

„Arvid", dachte Jenny bei sich selbst, „hat Albertinen vergessen, und findet Gefallen an Minna. Ernst zeigt dagegen heute Abend eine Miene, aus der man nicht klug wird, und er wird auch keine große Lust haben, mir anzuvertrauen, was dieselbe zu bedeuten hat, das weiß ich aus Erfahrung. Es kann keinen verschlossenern Menschen geben, als dieser ist. Das einzige Wesen, welches er für würdig hält, einen Blick durch die Pforte seines Herzens zu werfen, ist Mama. Aber was um aller Welt willen ist mit Mama selbst vorgegangen? Sie sieht aus, als ob ihr etwas sehr Unangenehmes begegnet wäre. Indessen, nur Geduld! Heute Abend wird sie mir schon alle ihre Kümmernisse offenbaren. Und nun Minna! Diese sieht so munter und lebenslustig aus, als ob sie es darauf abgesehen hätte, die Herzen sämmtlicher drei jungen Herren zu erobern. Sie ist doch nicht etwa plötzlich von der Krankheit der Gefallsucht befallen worden? Doch gleichviel; ich werde schon erfahren, was dies alles bedeutet, und zwar vor dem nächsten Sonnenuntergang."

Der Baron war nach Hause gefahren und alle andern auf Rönby zur Ruhe gegangen, nur die Majorin saß noch auf dem Sofa und Jenny auf einem Schemel zu ihren Füßen.

„Die drei Tage, welche du nicht hier gewesen bist, scheinen mir sehr reich an Ereignissen gewesen zu sein", sagte Jenny, indem sie die kleine runde Hand ihrer Mutter streichelte.

„Für mich sind sie dies allerdings gewesen", antwortete die Majorin; „aber wie steht es mit dir, meine Tochter? Hast du hier zu Hause auch etwas erlebt?"

„Allerdings; aber dies sollst du nicht eher erfahren, als bis erst du mir gesagt hast, was du auf dem Herzen hast. Meine gute liebe Mama, du siehst so bekümmert aus."

„Nun, Gott sei Dank; ich habe ja dich, Jenny. Es wird mir besser werden, wenn ich dir meinen Kummer mitgetheilt habe, und wenn du mir gesagt haben wirst, ob du glaubst, daß ich recht gehandelt habe."

„Ob du recht gehandelt hast? Welch eine Frage! Als ob du jemals unrecht handeln könntest."

„Liebe Jenny, wir sind alle dem Fehler unterworfen, in Irrthümer verfallen zu können, und aus Irrthümern entstehen Handlungen, die von dem abweichen, was recht ist."

„Allerdings; aber du pflegst ja nicht dich von den Eindrücken des Augenblicks beherrschen zu lassen, sondern wirst bei allem, was du thust, von dem Verstand geleitet."

„Nicht allemal, Jenny. Doch laß uns zur Sache kommen. Als wir, ich und Minna, nach W. kamen, kehrten wir wie gewöhnlich bei Papas Tante, der Oberstin K., ein. Die Alte war, wie stets, herzlich und freundlich. Als wir unser Frühstück zu uns genommen, und ich mit Minna ausgehen wollte, bat mich Tante K., mir einige Worte unter vier Augen sagen zu dürfen.

„«Ich habe nämlich», sagte sie, «dir etwas mitzutheilen, was mir schmerzlich ist; aber es ist jedenfalls besser, wenn du es von mir hörst, als von jemand anders, wenn du in die Stadt hinauskommst.»

„«Beste Tante», rief ich erschrocken, «es ist doch Ernst nichts zugestoßen? Ist er krank?»

„«Nein, liebe Malin, es ist ihm nichts zugestoßen, auch ist er nicht krank; wohl aber gibt er Anlaß zu allerlei Gerede, und man ist sehr unzufrieden damit, daß er

in seiner Eigenschaft als Lehrer vergißt, daß ein solcher kein schlechtes Beispiel geben soll.»

„«Was hat er denn gethan?» fragte ich, und mein Herz ward von heftigem Schmerz zusammengeschnürt.

„«Er hat sich in eine der wandernden Sängerinnen verliebt, welche jetzt in T.'s Conditorei Vorstellungen geben. Alle seine freien Stunden bringt er dort zu, geht des Sonntags ganz offen mit ihr spazieren, und führt sie am Arme, gerade als ob sie seine Braut wäre. Sämmtliche Klatschschwestern der Stadt sind schon bei mir gewesen, und haben sich darüber aufgehalten. Der Rector der Schule besuchte mich neulich ebenfalls, und hielt eine lange Rede voll Anklagen gegen Magister Quickfelt. — ‚Na', dachte ich bei mir selbst, ‚ich werde Ernst, sobald er einmal zu mir kommt, darüber zur Rede stellen.' Als er kam, sagte ich ihm alles, was man mir mitgetheilt; aber da ward er bös und behauptete, er habe das Recht, zu heirathen wem er wolle, ohne erst die Klatschschwestern der Stadt oder den Rector um Erlaubniß fragen zu müssen. ‚Ja, allerdings, das Recht hast du!' antwortete ich, und begann dann von andern Dingen zu sprechen. Nun, liebe Malin, habe ich dir es gesagt, damit du die Sache ins rechte Gleis bringen kannst.»

„Damit schieden Tante K. und ich. Du kannst dir denken, Jenny, mit wie schwerem Herzen ich nun zu Ernst ging, der von meiner Ankunft durchaus nichts wußte, weil ich, wie du weißt, ihn nicht schriftlich davon in Kenntniß gesetzt hatte. Es war beinahe 12 Uhr, als ich an seiner Thür die Klingel zog. Die Haushälterin sagte mir, er sei ausgegangen, und ich würde ihn wahrscheinlich in T.'s Conditorei treffen. Ich kehrte deshalb nach Hause zurück und holte Minna ab, worauf wir beide in die Conditorei gingen, um eine Tasse Chocolade zu trinken und eine Torte zu essen. Ich wollte mit eigenen Augen sehen, ob er hier wäre, und was für eine Wirkung mein Erscheinen auf ihn äußern würde.

„Als wir eintraten, fanden wir, daß er wirklich da war. Er saß auf einem Stuhl, mit dem Elnbogen auf den Tisch gestützt, und sprach mit einem jungen Mädchen. Bei dem Geräusch unserer Tritte drehte er sich herum, und als er mich erblickte, erröthete er, stand auf und kam auf uns zu. Das Mädchen, mit welchem er gesprochen, blieb sitzen. Ernst führte uns an einen andern Tisch und bestellte Chocolade.

„Während dieser Zeit bekam ich Gelegenheit, das Mädchen zu betrachten. Es war eine junge Person von vier- oder fünfundzwanzig Jahren, lang und schlank, aber ohne eigentliche gute Haltung. Sie hatte ein griechisches Profil, regelmäßige Züge und trug einen Haarputz, welcher dem der Frauen des Alterthums glich. Uebrigens lag etwas Zuversichtliches und Keckes in ihrer Miene, was mein Auge verletzte.

„Ich fragte Ernst, wer das wäre. Er sah verlegen aus und antwortete: «Es ist eine deutsche Sängerin, die sich als solche schon einige Jahre in Schweden aufhält.»

„Ich will dir nicht schildern, was ich in meinem Herzen empfand, während ich dieses Mädchen betrachtete. Da ich es mir aber ein für allemal zur Regel meiner Handlungen gemacht habe, mich nicht vom Vorurtheil beherrschen zu lassen, so beschloß ich, überhaupt kein Urtheil über diese Person eher zu fällen, als bis ich mir durch das, was ich von ihr selbst erfahren, ein solches bilden könnte. Genug, wir gingen unsere Wege, Ernst machte ihr eine artige, ja sogar verbindliche Verbeugung, und begleitete uns auf unsern Gängen in der Stadt. Mittags speisten wir zusammen bei Tante K., und während des Nachmittags, als Tante sich zu ihrem Schläfchen niedergelegt, gingen Minna und Lotta D., welche bei der Tante ist, einige Einkäufe zu machen, die ich nicht sehen sollte. Ernst und ich blieben sonach miteinander allein.

„Meiner Gewohnheit treu wollte ich keine Fragen

an ihn thun; aber ich sah auch ein, daß er bei seinem verschlossenen Gemüth mir niemals Vertrauen schenken würde, wenn ich nicht den ersten Schritt dazu thäte. Während ich so dasaß und nachdachte, wie ich es anfangen sollte, ohne ihn zu verletzen, wendete er sich zu mir mit der Frage:

„«Was war denn der Grund, Mama, daß du in die Conditorei kamst?»

„«Der Grund, lieber Ernst, war der, daß ich dich treffen wollte, und daß man mir gesagt hatte, ich würde dich dort finden.»

„«Gestehe nur, daß Tante K. eine niedliche Geschichte über mich aufgetischt haben wird.»

„Ich erzählte ihm aufrichtig, was die alte Oberstin mir gesagt. Er hörte mich schweigend an, wechselte aber, während ich sprach, unaufhörlich die Farbe. Ich schloß meine Mittheilung mit den Worten:

„«Und nun, Ernst, erwarte ich, daß du mir mit aller Aufrichtigkeit sagst, was ich von all diesem zu glauben habe: ob du die junge Sängerin wirklich liebst, auf welchem Fuße du mit ihr stehst, welches Versprechen du ihr gegeben, und was du von ihr hältst.»

„Ernst faßte mich bei beiden Händen, und stammelte mit tiefer Bewegung:

„«Du gute, du engelsgute Mama, welche kein Wort des Vorwurfs hinzufügt!»

„Er küßte mir die Hände, und wir schwiegen beide eine lange Weile; denn wir waren zu tief ergriffen, um etwas sagen zu können. Dann begann er endlich mit der ganzen Wärme eines vierundzwanzigjährigen jungen Mannes von seiner Neigung zu sprechen. Er schilderte Mamsell Gertrude Scheiber — dies ist ihr Name — als eine unglückliche, leidende Person mit allen möglichen edeln und erhabenen Eigenschaften. Ihr Schicksal hatte sein Mitleid, ihre Schönheit seine Liebe erweckt. Genug, mein armer Junge war ganz eingenommen von der Aus-

länderin, von deren frühern Lebensverhältnissen und Charakter er weiter nichts wußte, als was sie ihm selbst mitgetheilt hatte. Er wünschte sie durch seine Liebe über ihr unglückliches Schicksal hinauszuheben und zu seiner Gattin zu machen. Ach, Jenny, deine arme Mama hat sich niemals unglücklicher gefühlt, als während sie dieses Geständniß ihres Sohnes anhörte. Hätte ich glauben können, daß diese Person wirklich so wäre, wie er sie beschrieb, so hätte ich ihr Schicksal innig beklagt und ohne alles Bedenken ihr meine Arme geöffnet, um sie als Tochter zu begrüßen; aber mein Instinct sagte mir, daß er betrogen sei. Gleichwol kam kein Wort der Anklage gegen sie über meine Lippen; denn ich wußte recht wohl, daß ich dadurch nur Oel ins Feuer gießen würde. Als Ernst ausgeredet hatte, sagte ich blos:

„«Aber, Ernst, es müssen ja noch viele Jahre vergehen, ehe du heirathen kannst, und überdies mußt du diese Person auch erst besser kennen lernen. Dein jetziger Gehalt reicht eben nur für dich selbst hin, und du würdest sie und dich in Armuth und Mangel stürzen, wenn du jetzt heiratheteſt.»

„«Das habe ich alles auch schon überlegt», entgegnete Ernst. «Auch ist es nicht meine Absicht, unsere Geschicke eher zu vereinigen, als bis ich ihr eine unabhängige sorgenfreie Stellung im Leben bieten kann. Deshalb habe ich auch nie von meinen Absichten gesprochen.»

„«Aber mittlerweile kannst du doch nicht durch deine häufigen Besuche jenes Orts deine Zukunft gefährden, und ebenso wenig ist es nach meiner Meinung thunlich, daß du die Person, mit welcher du dich zu verheirathen beabsichtigst, auch noch ferner an einem öffentlichen Orte singen und einen Gegenstand aller der Freiheiten sein lässest, welche die Männer sich gegen ein solches Mädchen erlauben zu dürfen glauben.»

„«Ach, Mama, daran habe ich schon oft gedacht, aber —»

„«Aber du haſt eingeſehen, daß du deine Mutter nicht bitten kannſt, eine Perſon zu ſich ins Haus zu nehmen, welche du ſelbſt erſt ſeit einigen Monaten kennſt, und deren abenteuerliche Lebensbahn zu Zweifeln an der Reinheit ihres Rufs berechtigt. Dein eigenes Zartgefühl hat dir geſagt, daß eine Perſon, welche ihr Leben an öffentlichen Orten zubringt, wäre ſie auch noch ſo unglücklich, nicht die unſchuldsvolle Friſche und Reinheit der Gefühle beſitzen kann, daß ſie zur täglichen Geſellſchaft für deine Schweſter taugte. Nicht wahr, Ernſt, dies ſagt dir dein Verſtand?»

„Ernſt ſchwieg. Zuſtimmen wollte er nicht, und leugnen konnte er nicht.

„«Aber», hob ich wieder an, «damit du mich nicht beſchuldigen kannſt, ich würde vom Vorurtheil oder einem andern ähnlichen Beweggrund geleitet, ſo ſchlage ich dir vor, daß wir Mamſell Scheiber bei Frau Molin auf Follby auf meine Koſten in Penſion geben. Frau Molin hat keine Kinder, iſt eine edle, rechtlich denkende Frau mit warmem Intereſſe für alle Unglücklichen und ganz geeignet, dieſen uns beiden fremden Charakter zu beobachten und zu beurtheilen.»

„«Frau Molin», ſtammelte Ernſt, «die wohnt ja ſieben Meilen von hier!»

„«Allerdings, und du wirſt auf dieſe Weiſe inzwiſchen Gelegenheit haben, deine eigenen Gefühle zu erforſchen. Frau Molin kann während des täglichen Zuſammenſeins mit Mamſell Scheiber ihren Charakter kennen und beurtheilen lernen, ſowie ihr einen Begriff von den häuslichen und weiblichen Tugenden beibringen, welche ſie jetzt nur dem Namen nach kennt. Wenn du mit dieſem Vorſchlag zufrieden biſt, Ernſt, ſo will ich ſelbſt mit Mamſell Scheiber darüber ſprechen und ihr ſagen, daß ich, deine Mutter, für ſie alles thun will, was meine geringen Mittel erlauben.»

„Ich übergehe Ernſt's Ausdrücke der Dankbarkeit und

die Lobreden, die er an mich verschwendete. Ach, es war ein schmerzlich süßer Augenblick.

„Am nächstfolgenden Tage, ehe die Post, mit welcher Arvid kommen sollte, anlangte, beschloß ich, die Sache mit Mamsell Scheiber ins Reine zu bringen. Ich ging daher ganz zeitig aus, und da sie in demselben Hause wohnte, worin sich die Conditorei befand, so war es mir sehr leicht, sie aufzufinden. Zwei Treppen hoch wies man mich nach einer Thür als der, welche zu Mamsell Scheiber's Zimmer führte. Ich öffnete und trat ein; vergebens aber würde ich mich bemühen, dir den Anblick dieses von der Sängerin bewohnten Zimmers zu beschreiben. Auf allen Stühlen lagen Kleider umher. Auf einem Tisch stand ein Bret und auf diesem ein kleines Kaffeegeschirr, dicht daneben ein Waschbecken u. s. w. Ich trat ein, ohne zu pochen, und ward von einer Stimme empfangen, welche durchaus nicht freundlich schrie:

„«Wer kommt hier herein ohne anzupochen?»

„Ich warf die Augen nach der Richtung, woher der Ton kam, und gewahrte die junge Sängerin im Nachtgewand und mit einer Pelzhaube auf dem Kopfe, mitten unter übereinander gehäuften Kleidern und Musikalien, auf dem Sofa liegen.

„Ohne eine lange Einleitung zu machen, setzte ich sie von der Ursache meines Besuchs in Kenntniß. Ich sagte, mein Sohn beklage ihr Schicksal, und ich wünschte, ihr meine Hülfe und meinen geringen Schutz anzubieten. Ernst's Liebe berührte ich nicht mit einem Worte.

„Sie hörte mich schweigend an; als ich ihr aber vorschlug, aufs Land zu kommen, warf sie den Kopf zurück und erklärte, daß sie mein Anerbieten nicht annehmen wolle. Sie that dies in spöttischem Tone und fügte hinzu, sie sähe recht wohl, es sei meine Absicht, sie von Ernst zu entfernen; aber in dieser Schlinge ließe sie sich nicht fangen. Sie beabsichtige vielmehr zu bleiben, wo sie sei, weil sie hinreichend Geld verdiene, und nicht nöthig habe, sich aufs Land zu vergraben.

„Ich ging in der tiefsten Seele betrübt wieder fort, und traf bei meiner Heimkunft Ernst. Ich theilte ihm die Antwort mit, welche Gertrude mir gegeben, und er —"

Die Majorin stockte.

„Mama, ist es möglich, daß Ernst sich hat gegen dich hat vergessen können?" rief Jenny mit erröthenden Wangen.

„Nein, das nicht; aber er glaubte, meine Worte seien nicht zart genug gewesen. Zum ersten mal in meinem Leben erfuhr ich den Schmerz, von einem meiner Kinder verletzt zu werden; als aber Ernst den Eindruck sah, den seine Worte auf mich machten, that es ihm leid, und er bat mich um Entschuldigung. Er beschloß, selbst einen Versuch zu machen, Gertruden zur Annahme meines Vorschlags zu bewegen. Sie habe sich, sagte er, blos geweigert, weil sie zu stolz sei, Gnadengeschenke anzunehmen. Nur mit großer Mühe und durch Bitten und Thränen gelang es mir, ihn zu bewegen, mich hierher zu begleiten; denn er meinte, er dürfte Gertruden eigentlich nicht so allein und ohne Beistand zurücklassen. Nun, Jenny, hast du gehört, was ich dir mitzutheilen hatte. Sag', wie habe ich nach deiner Meinung gehandelt?"

„Ach, Mama, du hast hier, wie immer, edelmüthig, klug und liebevoll gehandelt. Mit welcher Sanftmuth und Schonung bist du zu Werke gegangen, und wenn irgendetwas in der Welt Ernst zur Besinnung und zur Einsicht dessen, was seine Pflicht ist, zurückführen könnte, so wäre es gerade deine Art und Weise, die Sache zu behandeln. Aus allem, was geschehen, scheint klar hervorzugehen, daß jene Person ihn durch eine Rolle eingenommen, welche sie gespielt, die ihr aber durchaus nicht zukommt. Es scheint alles darauf angelegt zu sein, ihn zu bethören, sodaß er sich durch eine Heirath höchst unglücklich machen würde."

„So habe auch ich gedacht", sagte die Majorin seufzend; „aber wie soll man diesem Uebel entgegenarbeiten? Etwas gegen die Sängerin zu sagen, würde nur dazu

dienen, sie in ein noch beklagenswertheres Licht zu stellen und sein Mitleid zu erhöhen."

„Na, liebe Mama, bekümmere dich nicht allzu sehr. Wir wollen von Ernst's Verweilen in der Heimat das Beste hoffen, und wenn ich dich recht kenne, meine gute liebe Mama, so wird der Herr Magister von seinem Liebesfieber gänzlich geheilt auf seinen Posten zurückkehren."

„Gott gebe, daß du recht hast, meine Jenny. Ich war so beklommen und niedergeschlagen, ehe ich dir meinen Kummer anvertrauen konnte. Jetzt erscheint mir derselbe minder schwer, und ich fühle, daß ich wieder Hoffnung und Muth habe, um ihn zu überwinden zu suchen, und mit Gottes Beistand Ernst wieder auf den rechten Weg zu führen."

„Das hoffe ich auch, und deshalb, du gute liebe Mama, entschlage dich einen Augenblick der Gedanken an Ernst, tröste dich damit, daß wir ihn wenigstens nun hier zu Hause und außerhalb des Bereichs aller Versuchungen wissen, und höre die außerordentliche Neuigkeit an, die ich dir mitzutheilen habe. Bist du nicht immer der Meinung gewesen, ich sei ganz entsetzlich häßlich? Und die Wahrheit zu sagen, ich habe dasselbe geglaubt."

Jenny sah ihre Mutter mit schelmischem Blicke an, und fuhr dann fort:

„Diese Ueberzeugung war wol auch die Ursache, daß du mir eine Erziehung gabst, welche es mir möglich machen sollte, mir allein und ohne Mann durch die Welt zu helfen, nicht wahr?"

„O nein, liebes Kind; wärest du auch noch so schön gewesen, so hätte ich dich dennoch auf dieselbe Weise erzogen. Alle meine Bemühungen hatten den Zweck, deinen Verstand so auszubilden, daß du einsähest, welche Bestimmung du im Leben auszufüllen hättest. Ich suchte dir zu zeigen, daß das Leben einen Zweck, und in beiden Fällen, vermählt oder unvermählt, der Mensch nicht das Recht hat, seine Zeit in Unthätigkeit zu vergeuden; son-

dern daß er, auf welchen Platz ihn auch das Schicksal stellen mag, gegen Gott, gegen sich selbst und seine Mitmenschen die Pflicht hat, durch seine Arbeit zu nützen zu suchen. Ach, meine Jenny, ich wollte aus dir ein selbständiges, denkendes Wesen machen, welches klar begriffe, eine wie große Verantwortlichkeit das Weib auf sich nimmt, wenn es sich vermählt. Ich wünschte dich zu lehren, daß die Ehe niemals als ein Mittel zur Versorgung, sondern als der wichtigste Schritt im Leben betrachtet werden muß. Dies, mein Kind, war der Beweggrund meiner Handlungsweise."

„Und deine Jenny möchte so gern deinen Bemühungen entsprechen. Sie wünschte, alles zu werden, was du aus ihr machen wolltest; aber leider hat sie von der Natur einen recht ansehnlichen Schatz von Fehlern erhalten. — Doch kommen wir jetzt wieder auf die große Neuigkeit zurück. Siehe mich einmal an, Mütterchen, und sag': lieseſt du auf meiner Stirn nicht einen Ausdruck von Stolz, von Selbstzufriedenheit? Liegt in meiner Miene nichts, was beweist, daß ich von meiner äußern Erscheinung plötzlich eine bessere Meinung bekommen habe?"

„Nein, du kleine Närrin, du bist dir noch vollkommen gleich", antwortete die Mutter lächelnd.

„Das thut mir leid zu hören. Ich hatte gehofft, daß auf meiner Stirn mit großen Buchstaben zu lesen stünde: «Jenny hat einen Freier gehabt!»"

„Einen Freier!" rief die Majorin lachend.

„O, Mütterchen, lache nur nicht so mistrauisch, denn ich habe wirklich einen Freier gehabt. Ernstlich gesprochen, Mama", fuhr Jenny mit wirklich ernstem Ausdruck in ihrer Stimme fort, „was meinst du? Baron Fritz hat wirklich um mich angehalten, mir seine Hand und Zuneignng angetragen, und mich durch das glänzende Bild zu blenden gesucht, Herrscherin des stattlichen Stjernebro und aller seiner übrigen Güter zu werden. Ich hatte vor meinen Blicken die Aussicht auf diesen großen

Reichthum mit all den tausend Hülfsmitteln, die er zur Unterstützung der Nothleidenden und Bedürftigen an die Hand gibt."

Jenny stützte den Kopf auf die Hand und schwieg.

„Nun, und?" fragte die Majorin.

Jenny warf mit der ihr eigenthümlichen Lebhaftigkeit den Kopf empor, heftete die Augen mit schelmischem Ausdruck auf ihre Mutter und fragte lächelnd:

„Nun, Mütterchen, wie glaubst du wol, daß ich über mein Schicksal bestimmt habe? Denke dir, wenn du nun zu Weihnacht eine Verlobungsfeierlichkeit zu veranstalten hättest, und dann sagen könntest: Mein Schwiegersohn, der Baron Silfverkrona, oder die Freiherrin, meine Tochter. Wie würde dir das gefallen?"

„Nicht sehr, fürchte ich; denn dann hätte Jenny sich von durch und durch weltlichen Beweggründen leiten lassen, und dies bewiese, daß sie durchaus nicht an die Wichtigkeit des von ihr gethanen Schrittes gedacht."

„Und wie glaubst du, daß Jenny gehandelt habe?"

„Ich glaube, es ist ihr durchaus nichts daran gelegen gewesen, Freiherrin zu werden", antwortete die Mutter, indem sie das Haar der Tochter streichelte.

„Und du hast ganz recht gerathen", sagte Jenny, deren Gesicht nun wieder einen ernsten Ausdruck annahm. „Ich habe Fritz aufrichtig und innig lieb, gleichwol aber hat die Erfahrung mich gelehrt, daß diese Neigung in den Hintergrund gedrängt wird, wenn mich ein anderer Gegenstand lebhafter berührt. Ich habe meine keimende Neigung zu dem Doctor noch in frischer Erinnerung, und diese hat, um ganz aufrichtig zu sprechen, in mir eine gewisse Leere zurückgelassen, die, wie ich fürchte, einmal von einem ernstern und tiefern Gefühl ausgefüllt werden kann. Ich weiß wohl, daß es romantischer gewesen wäre, wenn ich mich selbst zu überzeugen gesucht, daß ich zu dem Doctor eine unglückliche Liebe gehegt, und daß ich nie wieder würde lieben können, und wenn ich mich in dieser Ueberzeugung aus Freundschaft vermählt hätte;

aber, wie du weißt, Mama, bin ich nicht romantisch gesinnt, sondern lebe mit meiner ganzen Seele in der Wirklichkeit. Deshalb dachte ich: «Nein, ehe du nicht dein Herz ernstlich gefesselt fühlst, darfst du dich nicht vermählen, und wenn du den Baron nicht wirklich liebst, so darfst du auch nicht sein Weib werden.» Alles dies sagte ich ihm, und mein Nein ward ein noch festeres Glied in der Kette der Freundschaft, welche wir füreinander hegen, und worin seine Bewerbung nichts verändert hat."

„Da hast du ganz recht gehandelt, Jenny, und deine Handlungsweise macht mich stolz und glücklich!"

„Dank, Dank, liebes Mütterchen."

„Sage mir aber, kostete dir diese abschlägige Antwort keinen Kampf?"

„O ja, denn einige Minuten tummelten sich meine Eitelkeit und meine Eigenliebe ganz wacker mit meinen Gefühlen herum. Die erstere ward durch die Aussicht geblendet, einmal in Besitz von Rang und Reichthum zu kommen, und meine Eigenliebe fühlte den ganzen Rausch, die vornehmste Frau in der ganzen Nachbarschaft zu werden. Ich bat sie aber, die Güte zu haben, mich meinen Verstand behalten zu lassen. Nachdem ich der ganzen Herrlichkeit entsagt, knurrten Eitelkeit und Eigenliebe noch immer auf ganz unverschämte Weise in mir; aber ich lieh ihnen nur taube Ohren, und bin nun vollkommen einig mit mir."

„Und noch ebenso heiter und mit deinem Schicksal zufrieden, wie vor diesem verlockenden Anerbieten?"

„Ja wohl, vollkommen. Wie könnte ich auch anders, da ich dich habe, du Perle der Mütter?"

Bayerische Staatsbibliothek München

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.